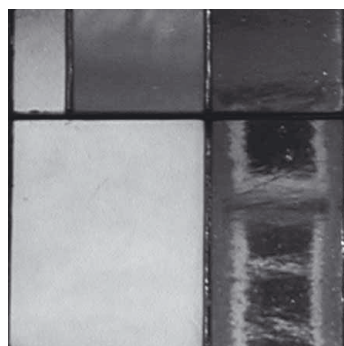
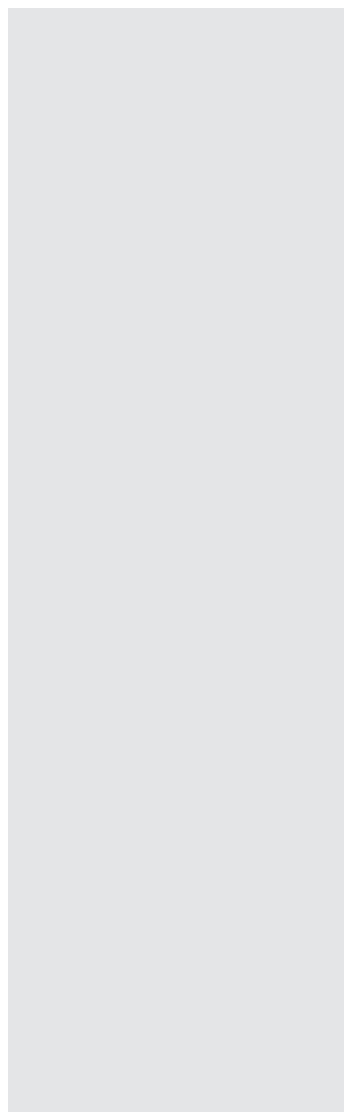


konturen



rothenfelser
burgbrief 02/04





Editorial

„Nicht dadurch wird der Lebensanspruch des Menschentieres zum Gebet, dass er an Gott gerichtet ist.“ Ein ernüchternder Satz und eine lakonische Kritik des Gebets. Er stammt von Dag Hammarskjöld. Er hat diesen Satz für sich notiert und niemand wusste lange Zeit davon. Gemeint ist wohl: Es gehört zu einem Gebet weit mehr, als dass ich meine Erwartungen, Sehnsüchte, Ansprüche an Gott richte. Wir können uns mit unseren Ansprüchen selbst im Weg stehen und verfehlen dabei das Gebet und Gott.

Wie wir beten können? Rothenfelser haben sich darüber Gedanken gemacht. Romano Guardinis „Vorschule des Betens“ ist vielen bekannt. Die „Werklehre“ des Gebets des Architekten Rudolf Schwarz kennen eher wenige. Schwarz war ab 1924 Burgbaumeister der Burg Rothenfels. Sein Text aus den 30er Jahren wurde erstmals publiziert in den „Schildgenossen“. Das Gebet – so Schwarz – lässt die Welt werden, „wie sie sein soll: groß, klug und würdig, aber zugleich hart und vielleicht bitter und sicherlich nicht ‚sakral‘ und nicht ‚liturgisch‘, nicht ethisch und auch nicht ästhetisch, sondern geboren aus Weisheit und Wille des Herrn“.

Der Text wird hier neu zugänglich gemacht. Erstmals veröffentlicht wird seine Schrift „Liturgie und Kirchenbau (1936).“

Joachim Hake

Joachim Hake

Der Abdruck von Primärbeiträgen aus konturen. rothenfelser burgbrief – auch in Publikationen – ist gestattet. Ohne Zustimmung des Herausgebers darf ein Artikel weder gekürzt noch verändert werden. Bei einem Abdruck weder gekürzt noch verändert werden. Bei einem Abdruck ist neben der Quelle auch der Verfasser anzugeben und ein Belegexemplar an: Bildungsreferent, Burg Rothenfels, 97851 Rothenfels zu senden.

- 3 Albert Gerhards
„Maß gegen Masse“
- 6 Rudolf Schwarz:
Liturgie und Kirchenbau
- 7 Georg Steins
Randglosse zur Bibel
- 17 Rudolf Schwarz
Geistliche Übung
- 23 Gotthard Fuchs
Lichtes Dunkel – gestalteter Raum
- 26 Thomas Hürlimann
Der Club der Atheisten, Eine Erinnerung
- 27 Elmar Salmann
Die Saat der Stille
- 30 Vesna Mlakar
Reise in die Vergangenheit
- 32 Für Sie vorgestellt
Lioba Burg-Traber und Otmar Traber
- 33 Mathilde Schaab-Hench
- 35 Mitgliederversammlung
Meinulf Barbers
Zeitschichten – Ausstellung in Dresden

Impressum

konturen.
rothenfelser burgbrief

Herausgeber:
Vereinigung der Freunde
von Burg Rothenfels e.V., 97851 Rothenfels

Redaktion: Joachim Hake

Mitarbeit:
Dr. Meinulf Barbers, Gerburg Crone,
Dr. Gotthard Fuchs

Layout: Gernot Schüll
Erscheinungsweise: 2 x jährlich

Auflage: 2000
Schüll-Druck Marktheidenfeld

„Maß gegen Masse“

■ Plädoyer – für eine christliche Kultur der (recht verstandenen) Askese

Ein Charakteristikum unserer Zeit ist die Maßlosigkeit. Wer an etwas Maß nimmt, erkennt Grenzen an, ist auch bereit, sich in ein bestehendes System einzuordnen. Ein- und Unterordnung passen aber nicht in eine Gesellschaft, die Spaß, Eigennutz und Besitzen an die oberste Stelle der Werteskala setzt. Selbstverständlich gehört die Entgrenzung, das Sprengen von Konventionen, zum menschlichen Leben hinzu. Wenn die Konvention zum allbeherrschenden Faktor wird, gibt es keinen Spielraum mehr für das Individuelle oder Personale. An der Schwelle zur Moderne empfanden viele Künstler daher jede Form als beengend und Leben verhin-dernd. Kurz vor Ausbruch des ersten Weltkrie- ges schrieb Ernst Stadler das Gedicht „Form ist Wollust“:

*Form und Riegel mußten erst zerspringen,
Welt durch aufgeschlossene Röhren dringen:
Form ist Wollust, Friede, himmlisches Genügen,
Doch mich reißt es, Ackerschollen umzupflügen.
Form will mich verschnüren und verengen,
Doch ich will mein Sein in alle Weiten drängen –
Form ist klare Härte ohn' Erbarmen,
Doch mich treibt es zu den Dumpfen, zu den Armen,
Und in grenzenlosem Michverschenken
Will mich Leben mit Erfüllung tränken.¹*

Hier wird aber nicht einfach Form durch Formlosigkeit abgelöst, sondern die Befreiung von verengenden Formen führt zu einer neuen Form- bzw. Sinngebung. In dem Gedicht hat die Entgrenzung des Ichs keinen Selbstzweck, sondern ist zielgerichtet: Selbstwerdung am anderen in „grenzenlosem Michverschenken“. Wie anders klingt da etwa die aktuelle Devise „Geiz ist geil!“ Sie ist allein auf die Wahrung des eigenen Vorteils ausge- richtet und heißt eine Haltung gut, die früher immerhin zu den sieben Todsünden gerech-

net wurde. Großzügigkeit, Gelassenheit, Fürsorge sind Sekundärtugenden, die kaum eine Chance am Markt der Führungskräfte in un- serer Gesellschaft haben. Immer noch redet man uns ein, wir könnten uns durch be- stimmtes Konsumverhalten selbst verwirkli- chen. Am Ende kommen Millionen genorm- ter „Individualisten“ heraus. Wer nicht mit- halten kann, hat eben Pech gehabt. Gott sei Dank erkennen gerade junge Leute zuneh- mend die Hohlheit solcher Lebensmaximen.

„Maß gegen Masse“: Diese Devise gab Rudolf Schwarz 1936 in seiner Denkschrift „Liturgie und Kirchenbau“ aus. Sie bezog sich zu- nächst auf die städtebauliche Situation des damaligen Kirchenbaus in einer sich immer maßloser gebärdenden Stadtarchitektur. Par- allelen zur heutigen Zeit drängen sich auf, wenn z.B. die Lust verantwortlicher Politiker auf repräsentative und profitable Hochhaus- projekte Bedenken der Denkmalpfleger und Städteplaner hinwegfegt und die Silhouette der Kirchtürme in den Schatten stellt oder gar beseitigt. Schwarz hielt seinerzeit dage- gen: „An die Stelle eines Wettlaufs der Bau- massen müsste ein Ringen der Bauformen und der Bauideen treten, die maßstablose Chaotik der Städte müsste durch ein kluges Maßwissen der heiligen Bauten widerlegt werden. Maß gegen Masse, christliche Seele gegen großstädtische Seelenlosigkeit.“

Nicht die Beteiligung an der Gigantomanie, sondern ein bewusstes Gegenprogramm ist die angemessene christliche Antwort: „Hier- zu gehört auch, dass die Kirchenbauten eine gewisse Stille um sich haben und von der Straße einen gewissen Abstand nehmen. Sie dürfen sich nicht demonstrativ ausgeben, sondern sie müssen in stiller Sammlung ver- harren.“

Das für ein Berliner Kirchbauprojekt entwor- fene Programm des Baumeisters kommt be- kanntlich nicht von ungefähr: „Der Entwurf entspricht vielmehr in allen seinen Punkten der Gestalt und inneren Ordnung der Kirche auf der Jugendburg Rothenfels, welche durch den Verfasser in enger Zusammenarbeit mit den Menschen der Jugendbewegung und unter Führung von Prof. Guardini gestaltet

¹ Carl Otto Conrady, Der neue Conrady. Das große deutsche Gedichtbuch. Von den Anfängen bis zur Gegenwart, Düsseldorf – Zürich 2000, S. 584.

„Maß gegen Masse“ – Plädoyer

wurde. Es hat sich ergeben, dass diese seit sieben Jahren erprobte Ordnung eine tief-christliche, wahrhaft religiöse Welt zu umschließen vermochte. Die Gemeinde der dort feiernden Jugend ihrerseits verwirklicht ein hohes Beispiel liturgischer Volklichkeit, wie es für die vorliegende Pfarre ein nachahmenswertes Beispiel sein kann.“

Das architektonische Maßnahmen bei Schwarz hat also einen religiös-anthropologischen Hintergrund. So stellten allein die verschiedenen Versammlungsgestalten im Rittersaal von Burg Rothenfels für die unterschiedlichen Zwecke des Lernens, Spielens und Feierns eine Propädeutik für die Bauformen des modernen Kirchenbaus dar, wie sie Rudolf Schwarz im Dialog mit Romano Guardini theoretisch reflektiert und praktisch umgesetzt hat und die bis heute bestimmend blieben. Entscheidend dafür war wohl die gemeinsame Erkenntnis, dass die Versammlungsgestalt den Raum gleichsam konstituiert und dass zugleich die Raumgestalt die Versammlung wenn nicht determiniert, so doch prägt. Insofern kann man Schwarz „Baumeister einer neuen Gemeinde“ (Walter Zahner) nennen.

Mit dem von Schwarz gegebenen Stichwort „stille Sammlung“ wird der Bereich dessen tangiert, was hier mit dem Begriff Askese umrissen ist. Reinhard Haubenthaler hat in seinen Arbeiten diese meist missverstandene Kategorie im Denken Romano Guardinis herausgearbeitet. Guardini verstand Askese gerade nicht im Sinne von Verzicht und Abtötung, sondern als Weg, positive Kräfte im Menschen freizusetzen.

Der Mensch soll nicht
unter seinen Möglichkeiten bleiben,
er soll vielmehr seiner Berufung
gerecht werden.

Im Grunde geht es dabei um so etwas wie Selbstverwirklichung, die den heutigen Menschen so wichtig ist und für die sie mitunter

erhebliche „asketische“ Anstrengungen in Kauf nehmen. Der Unterschied zum heute bestimmenden Menschenbild ist wohl der, dass Guardinis christliche Anthropologie von der erbsündlichen Grundbefindlichkeit des Menschen ausgeht, der in seinem Inneren Gegenkräfte zu überwinden hat. Somit ist das Ego nicht Maß aller Dinge. Egoismus führt dazu, alles besitzen, genießen, konsumieren zu wollen. Demgegenüber steht das Programm der Reduktion: Von der Beschleunigung zur Entschleunigung, vom Lärm zur Stille, von der Unrast zur Muße, von der Zerstreuung zur Sammlung, vom Aktivismus zur Kontemplation.

Askese ist also eine Einübung in den Widerstand gegen die Normierung, bedeutet „Gegenwehr gegen die Angleichung. Nicht so, dass man opponiert oder das Gegenteil tut von dem, was der andere tut – das wäre wieder Abhängigkeit, nur andersherum. Ich soll lernen“ – so Guardini – „nicht etwas anderes zu tun als der andere, sondern das Richtige. Nicht etwas anderes zu denken als der andere, sondern das Wahre. Askese bedeutet also hier die Übung im Mut, zu sich zu stehen. Selbst zu denken; sich selbst ein Urteil zu bilden; mit den eigenen Augen zu blicken....“²

Askese ist zugleich Entgrenzung und Einsicht in die eigene Begrenztheit – das, was Guardini als „Annahme seiner selbst“ beschrieben hat. Dieses Paradox kann nur im Horizont des Glaubens ausgehalten werden, gemäß dem in Jesus Christus der Stachel des Todes gebrochen ist. Der Ort, an dem dies erfahrbar wird, ist vornehmlich die Liturgie. Sie bildet einen geistig-sinnlichen Raum, in dem das scheinbar Unvereinbare zusammengefügt wird: Schuld und Vergebung, Zeitlichkeit und Unendlichkeit, Ich und Du. Die in regelmäßiger Mitfeier eingeübte Konfrontation seiner eigenen Wirklichkeit mit der Wirklichkeit Gottes bewirkt einen Prozess der Reifung, der zum Selbststand und damit zur Fähigkeit, Verantwortung zu übernehmen, führen soll.

Die Liturgie und folglich auch der liturgische Raum stehen somit unter einem sehr hohen Anspruch. Ihm zu genügen, ist heute sicher nicht einfacher als zu Lebzeiten von Romano

² Romano Guardini, Grundformen der Askese: Frankfurter Hefte 11.1956, 203; zitiert nach Reinhard Haubenthaler, Askese – ein alternativer Weg zwischen Allmacht und Ohnmacht, in: Burgbrief 2/2002, S. 9.

Guardini und Rudolf Schwarz. Die Frage ist, ob und wie die seinerzeit im geistigen Klima des Aufbruchs der Moderne gefundenen Lösungen, die in den Schriften Guardinis und in der Architektur von Rudolf Schwarz ablesbar und erfahrbar sind, in den heutigen Herausforderungen der „Nach-Moderne“ helfen können. Dies soll auf der Rothenfelder Tagung „Maß und Askese. Rothenfelder Perspektiven für Liturgie und Architektur“ vom 7.-9.10.2005 (Hinweis s. in diesem Heft S. 13) reflektiert und diskutiert werden.

Dass die Wahrnehmung des Vergangenen für die Gegenwart von höchster Aktualität sein kann, sagt das 1914 entstandene Gedicht „Der Spruch“ von Ernst Stadler, das sich auf den „Cherubinischen Wandersmann“ des Angelus Silesius bezieht:

In einem alten Buche
stieß ich auf ein Wort,
Das traf mich wie ein Schlag
und brennt durch meine Tage fort:

Und wenn ich mich an
trübe Lust vergebe,
Schein, Lug und Spiel zu mir
anstatt des Wesens hebe,

Wenn ich gefälligst mich
mit raschem Sinn belüge
Als wäre Dunkles klar,
als wenn nicht Leben
tausend wild verschlossene Tore trüge,

Und Worte widerspreche,
deren Weite ich nie ausgefüllt,
Und Dinge fasse,
deren Sinn mich niemals aufgewühlt,

Wenn mich willkommener Traum
mit Sammethänden streicht,
Und Tag und Wirklichkeit
von mir entweicht,

Der Welt entfremdet,
fremd dem tiefsten Ich,
Dann steht das Wort mir auf:
Mensch, werde wesentlich!⁵

■ Albert Gerhards

Literatur- hinweise

Carl Otto Conrady, Der neue Conrady. Das große deutsche Gedichtbuch. Von den Anfängen bis zur Gegenwart, Düsseldorf – Zürich 2000

Albert Gerhards, Räume für eine tätige Teilnahme. Katholischer Kirchenbau aus theologisch-liturgischer Sicht – Spaces for Active Participation. Theological and Liturgical Perspectives on Catholic Church Architecture: Wolfgang Jean Stock (Hg.), Europäischer Kirchenbau 1950-2000 – European Church Architecture, München u.a. 2002, 16-51.

Ders., Liturgie und Kunst – Zwischenbilanz einer schwierigen Beziehung: Michael Durst/Hans J. Münk (Hg.), Christentum – Kirche – Kunst. Beiträge zu Reflexion und zum Dialog (= Theologische Berichte 27) Chur 2004, 103-136.

Reinhard Haubenthaler, Askese und Freiheit bei Romano Guardini, Paderborn 1995

Ders., Askese – ein alternativer Weg zwischen Allmacht und Ohnmacht, in: Burgbrief 2/2002, 2-22

Rudolf Schwarz, Vom Bau der Kirche, Heidelberg 1938

Ders., Liturgie und Kirchenbau (s. in diesem Heft), S. 6-16

Walter Zahner, Rudolf Schwarz – Baumeister einer neuen Gemeinde. Ein Beitrag zum Gespräch zwischen Liturgiewissenschaft und Architektur in der Liturgischen Bewegung (= MThA 15) Altenberge 1992

Ders., Raumkonzepte der Liturgischen Bewegung, in: Albert Gerhards/Thomas Sternberg/Walter Zahner, Communio-Räume. Auf der Suche nach der angemessenen Raumgestalt katholischer Liturgie (= Bild-Raum-Feier. Studien zu Kirche und Kunst 2) Regensburg, 2003 70-94.

⁵ Conrady, ebd. S.583.

Liturgie und Kirchenbau

■ **Denkschrift,
aus Anlass des Neubaus
der Sankt-Annen-Kirche
in Berlin-Lichterfelde (1936)**

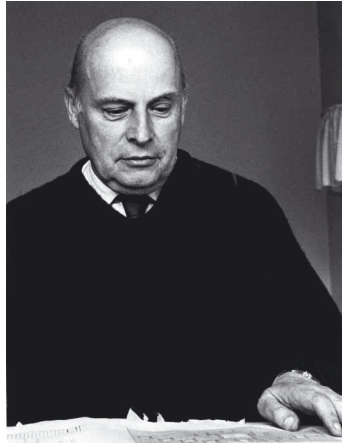
„Liturgische Bewegung“.

Der nachfolgend dargebotene Entwurf einer kleineren Pfarrkirche entspringt der liturgischen Bewegung unserer Tage. Wir verstehen dabei unter „liturgischer Bewegung“ nicht eine gelehrte historische Bemühung um die Erforschung und Wiedereinführung altchristlicher Gebetsformen. Vielmehr verstehen wir darunter jene mächtige und ursprüngliche Volksbewegung, die man als „das Wiedererwachen der Kirche in den Seelen“ bezeichnet hat. Sie begann mit einer neuen Erkenntnis dessen, was Kirche in Wahrheit ist und für den einzelnen bedeutet, und fand, ermuntert durch die Mahnungen und Weisungen der Päpste, ihren Weg zur lebendigen Pfarrgemeinde, die sich in der gemeinsamen Feier der Eucharistie zur Opfergemeinde erhöht.

Erfüllt von einem neuen Gefühl für das Echte und das Ursprüngliche betrachtet diese Bewegung die heiligen Gebräuche der Kirche wie neue Geschenke und erlebt sie aus ihrem ursprünglichen Sinn. Dabei fällt manches Hinzugekommene, nur der Zeit und ihrem Wandel Verdankte, ab, damit das Eigentliche desto leuchtender hervortrete.

Als Volksbewegung weiss sie, dass das deutsche Volk in seiner geschichtlichen Stunde je einen besonderen Ruf Gottes zu befolgen hat. Sie bekennt sich darum zum heutigen Menschen, seiner Lebensform und seiner „modernen“ Seelenlage, und sie pflegt in ehrfürchtiger Treue die besonderen Gebetsformen des deutschen Volkes und die Sprache seiner Kunst.

Die deutsche katholische Jugendbewegung hat unter verehrten Führern wie Romano Guardini sich in besonderer Weise zum Träger dieser kirchlichen Erneuerung gemacht.



Rudolf Schwarz 1960

© Arthur Pfau

Die Bewegung ergreift auch Raum und Gerät des heiligen Dienstes und will auch ihnen aus ihrem alten Sinn eine neue und gereinigte Gestalt geben. In einem wahrhaft neuen Kirchenbau fände sie ihre Krönung.

Erneuerung des Kirchbaus von innen her.

Was da beginnt, dieses allmähliche Neuwerden auch von Raum und Gerät im Fortschritt der kirchlichen Bewegung, ist nicht das Gleiche,

was in den letzten Jahren als „moderner Kirchenbau“ bekannt geworden ist.

„Moderner Kirchenbau“ war vorab eine Angelegenheit der Stilformen und der Kunst. An die Stelle der historischen und immer wieder nachgeahmten Formen traten langsam die vielleicht noch nicht ausgereiften aber hoffnungsvollen Formen einer neuen Architektursprache. Das wurde als eine erneuernde und kühne Tat begrüßt.

Wir brauchen die vielen und ernsten Gründe nicht zu wiederholen, die für eine solche Erneuerung auch der Kunstsprache anzuführen sind. Mit den Führern der Kirche sind wir in der Überzeugung einig, dass die Formen längst vergangener Zeiten nicht geeignet sind, die Erhebung der heutigen Seelen zu Gott im Gleichnis darzustellen. Aber wir sehen in dieser formalen Bemühung nur die unwichtigste Seite einer wirklichen Neuwerdung des Kirchbaus.

Diese muss ganz von innen beginnen. Voraufgehen muss ihr die Neuwerdung der Kirchengemeinde selbst in Geist und Opfer. Der Bau folgt erst nach. Die Teilhabe am Opfer muss sich in der besonderen Stellung des Altars im Raum ausdrücken. Die Ordnung der Sakramente und der Sakramentalien muss deren Geräte und Räume gestalten, der neu gewonnene Ordo des heiligen Dienstes muss die neue Ordnung und Anordnung des heiligen Raumes bringen.

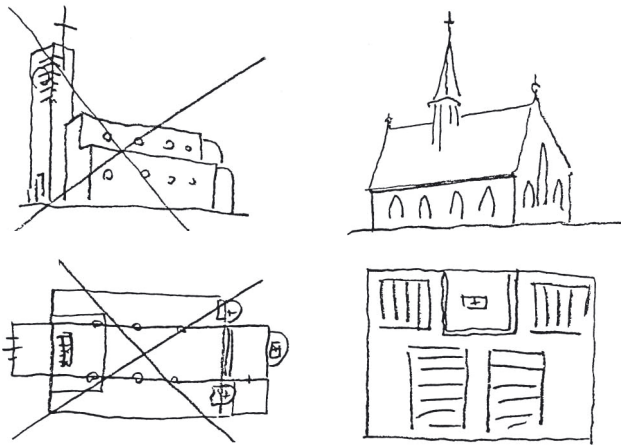
Was wir wollen, macht also nicht bei dem Wechsel der Architekturformen Halt, son-

dern will sich auf das ganze Gotteshaus, seine Ordnung und selbst sein Wesen beziehen.

Es geht hier

vorab um den Grundriss der Kirchen
sodann um den Raum
zuletzt um die architektonische Form.

Man könnte sich vorstellen, dass eine Kirche, die nach neuem Grundriss in alten, historischen Formen erbaut würde, eher zu unserem Wollen passen könnte, als eine, die in „modernen“ Formen über altem Grundriss entstanden wäre.



„Städtebau“

Der Kirchbau nicht mehr „Dominante“ sondern Ort der Überwindung der heutigen Großstadt.

Den vorigen Abschnitt fortführend könnte man sagen, an vierter Stelle erst seien bei einem Kirchenbau die sogenannten „städtebaulichen“ Rücksichten zu wahren.

Der Kirchenbau ist, wenigstens heute, von innen nach außen zu entfalten. Seinen innersten Sinn bildet der Altar und seine allerletzte Ausstrahlung ist die städtebauliche Einordnung.

Diese „Einfügung“ ist nicht möglich wie sie im Mittelalter war. Damals lagen um die gewaltigen Kathedralen die Hütten der Menschen; die Städte lebten für und in ihren Domen.

Das ist vergangen und vorbei. Die Großstadt ist heute ein säkularisiertes Gebilde. Sie wird von Menschen bewohnt, die zumeist ihre Bindung und Unterordnung unter die Kirche aufgaben und dient Werken, die nicht Gottes Werk sind.

Die Massen der Miethäuser, der Industrie- und Kaufmannsbauten sowie der Verkehrsanlagen sind über die bescheidenen Bauten der Kirchen weit hinausgewachsen. Man kann sie nicht durch noch größeren Massenaufwand übertreffen, ein solcher Wettlauf wäre schon aus wirtschaftlichen Gründen ohne Hoffnung.

Randglosse – zur Bibel!

Gottes Ort? – Die Zeit!

„Wo wohnt Gott?“ – So lautet eine der großen alten Menschen-Kinder-Fragen. Es gehört zur Eigentümlichkeit solcher Fragen, dass sie keine Antwort finden, die sie abschließt und stillstellt. Wäre dem so, würden wir ärmer um eine Frage von Gewicht. Und uns wäre eine Frage als Such- und Sehhilfe genommen. Wir wären nicht klüger, sondern dümmer, weil bekanntlich Fragen klug macht/machen.

Das Menschen-Kinder-Buch „Bibel“ stellt sich dieser Frage gleich auf der ersten Seite, in dem bekannten „Schöpfungsbericht“. Vielmehr stellt es sich der Frage, indem es sie nicht stellt. Wer das erste Kapitel der Bibel liest, bemerkt, wie die Räume geschaffen werden und wie dann alles seinen Platz bekommt: Pflanzen, Tiere und Menschen, Sonne, Mond und Sterne – für alle und alles ist ein Platz da. Um so eigenartiger, dass der Platz Gottes unbestimmt bleibt. Wo wohnt dieser Gott, der durch sein Wort Raum und geordnete Fülle schafft? Wo wohnt dieser Schöpfer, der wie ein König nur sprechen muss – und alles geschieht, wie er es will? Wo wohnt der Souverän, der seine Herrschaft über die Schöpfung übergibt an den Menschen, geschaffen „als seine lebendige Statue, das wie er ist“?

Der Text gibt keine Antwort! Gibt es Platz/Palast für den König der Welt? Keine Antwort auf die Menschen-Kinder-Frage, aber eine Spur, wo Gott zu „treffen“ ist. Im Christentum gilt die Schöpfungsgeschichte im ersten Kapitel des Buches Genesis traditionell als „Sechs-Tage-Werk“. Die aus dem Mittelalter stammende Kapiteleinteilung bestätigt dies: Mit der Erschaffung des Menschen am sechsten Tag ist das erste Bibelkapitel abgeschlossen. Der Mensch als Ziel und Krönung der Schöpfung? Der Mensch so wichtig, dass alles auf ihn hinausläuft? So kann die Pointe der Schöpfungsgeschichte glatt übersehen werden.

Nach den sechs Tagen kommt noch ein weiterer, ein besonderer Tag. Die Spra-

Kirchenbau in der Großstadt ist nicht mehr Schaffen von städtebaulichen „Dominanten“. Jedoch bleibt ein anderer Weg: die geistige Überwindung.

Unsere Großstädte sind massige, aber seelenlose Gebilde. Tritt ihnen der heilige Bau aber als etwas entgegen, was ganz anderswo herkommt, einen ganz anderen Geist zeigt, so kann er die Großstädte zwar nicht beherrschen aber doch überwinden. An die Stelle eines Wettlaufs der Baumassen müsste ein Ringen der Bauformen und der Bauideen treten, die maßstablose Chaotik der Städte müsste durch ein kluges Maßwissen der heiligen Bauten widerlegt werden. Maß gegen Masse, christliche Seele gegen großstädtische Seelenlosigkeit.

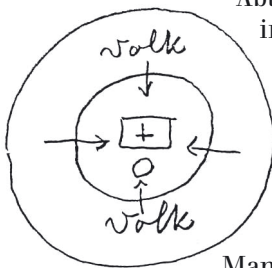
Hierzu gehört auch, dass die Kirchenbauten eine gewisse Stille um sich haben und von der Straße einen gewissen Abstand nehmen. Sie dürfen sich nicht demonstrativ ausgeben, sondern sie müssen in stiller Sammlung verharren.

Man könnte daran erinnern, dass die heutige Großstadt in etwa schon einmal da war. Auch die frühchristlichen Kirchen waren ganz ähnlich wie die unseren abseits von den Märkten erbaut und vor ihnen lagen stille Vorhöfe („Atrien“).

Der Altar, das Herz der Kirche.

Herz und Mitte des Gotteshauses ist der Altar. Auf ihm wird das Opfer dargebracht. In den alten Texten wird er als Christus selbst bezeichnet und so mit der Eucharistie verglichen. Die Gemeinde als der Leib des Herrn ist im Altar vereint.

Seit den Anfängen der liturgischen Bewegung wird gefordert, das Volk solle so nahe wie möglich um den Altar versammelt werden. Diese Forderung richtet sich besonders gegen die mittelalterliche Abtrennung eines langen Chores von dem Raum der Laien, welche oft noch durch die geschlossene Lettnerwand verstärkt wurde. Sie richtet sich auch gegen die Gewohnheit, in einer Kirche viele Messaltäre aufzustellen.



Abt Herwegen hat gesagt, die Gläubigen müssten wieder im Sinne der alten Liturgie zu „Umstand“ (circumstantes) werden. Der Caritasdirektor Van Aacken hat in seinem Heftchen „Christozentrischer Kirchenbau“ als die eigentlich eucharistische Raumform den echten Zentralbau gefordert, einen Bau also, der kreisrund sein und in seinem geometrischen Mittelpunkt den Altar enthalten soll.

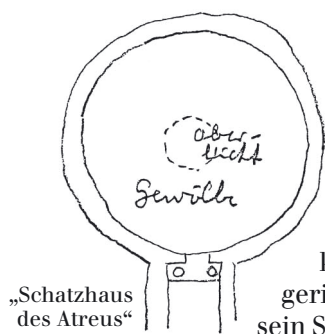
Man darf diesen „christozentrischen“ Bau nicht mit dem „Zentralbau“ verwechseln, wie er in der Geschichte des christlichen Kultbaues zuerst im Osten und dann unter dem Einfluss von Byzanz auch bei uns geübt wurde. Dieser Bautyp war dadurch entstanden, dass man an den uralten östlichen Rundbau eine Apsis anhängte. Der vorchristliche Rundbau hatte wirklich seinen Schwerpunkt in der Mitte. So sind die „Schatzhäuser“ in Mykenä gewaltig und eindeutig durch das genau kreisrunde Oberlicht bestimmt.

Randglosse – zur Bibel!

che für diesen Tag unterscheidet sich von der für die sechs vorausgegangenen Tage. Hier ist alles anders. Die Formeln, die mit einer gewissen Monotonie in Kapitel eins bei jedem der sechs Tage wiederkehren, fehlen am Anfang des zweiten Kapitels. Fast ruckartig werden wir als Lesende in eine andere Welt versetzt! Aber die Spur der Wohnung Gottes? Es gibt diese Spur, nur nicht als Raumbeschreibung! Der SIEBTE TAG als GESEGNETer und GEHEILIGTer Tag. Die Zeit als Trägerin von Segen und Heiligkeit. Segen und Heiligkeit – die Spur Gottes in Zuwendung und Fremdheit. Die herausgenommene Zeit soll in den Thronsaal Gottes versetzen!?

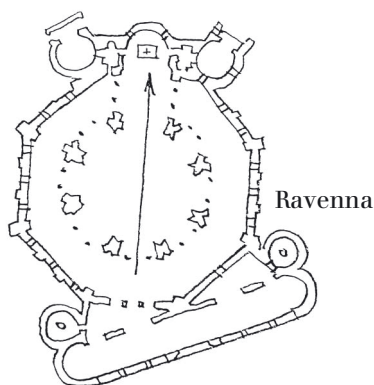
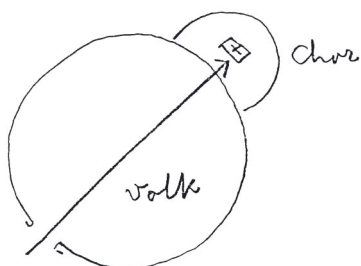
Also doch eine Antwort mit allen oben genannten Gefährdungen? Zumindest eine verdrehte: ein Tag der Woche ist heilig und gesegnet! Die Radikalität dieser Spur in den himmlischen Thronsaal wird übersehen, wenn diese Zeilen am Anfang des zweiten Kapitels der Bibel moralisch gelesen werden. Es steht nicht geschrieben, der Tag solle geheiligt werden. Wo kämen wir da hin!-? Aus dem Fest beim himmlischen König wird nichts, wenn ich selber kochen muss. Nein: Es gilt: „Kommt her, ihr Eingeladenen, ES IST ALLES BEREITET!“ Ein radikaler Zeit-Gedanke: ihre Nicht-Gleichförmigkeit wahr zu nehmen und gelten zu lassen, mehr noch: anzuerkennen, dass Fülle/Segen und Herausnahme/Heiligkeit nicht zu machen ist, sondern bereitliegen. Das irritiert das System der Produktion und Konsumtion („Maschinenlaufzeiten!“; „Ladenöffnungszeiten!“) und sprengt die Vorstellung der Selbstermächtigung.

Schöpfung als Qualifizierung von Zeit; die abgesonderte Zeit als Spur Gottes; das stählerne Gehäuse der gesellschaftlichen Systeme aufgesprengt! Das lässt sich auch so lesen: Es gibt ein Zurück „an den Anfang“. Es ist möglich, die Richtung zu ändern. Gelingen ist nicht immer schon verspielt, es liegt bereit. Die Bibel zieht diese Spur ►

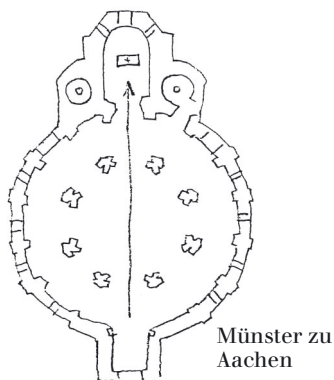


Sobald aber die christliche Architektur eine Apsis beigab und in diese den wichtigsten Bauteil, den Altar, verlegte, wurde der Gedanke des Zentralbaus zerstört. Die auf den Altar gerichteten Blicke durchschnitten den Rundraum, sein Schwerpunkt lag außerhalb seiner Peripherie, er war zu einem verhinderten Langbau geworden.

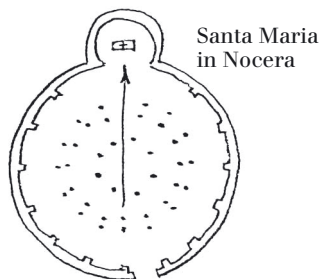
Diese Grundform des christlichen Zentralbaus findet sich immer wieder. So in Ravenna, in Aachen.



Ravenna

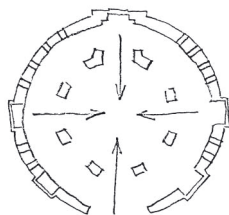
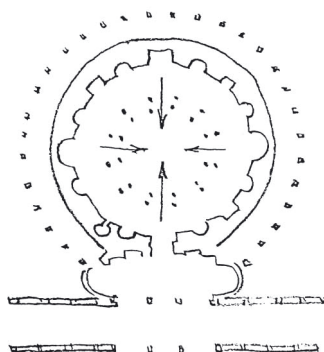


Münster zu Aachen



Santa Maria in Nocera

Die apsidenlose Grabkirche Santa Constanza dagegen ist ein echter Zentralbau.



Randglosse – zur Bibel!

breit aus. Bedauerlicherweise hat das Christentum systematisch verlernt sie zu lesen. „Gesetz!“, „Gemächte von Menschen!“, „Versuch der Selbsterlösung durch Frömmigkeit!“ – diese Invektiven galten und gelten der Tora, dem Grund-Buch der Bibel, und besonders dem literarischen Zentralstück der Tora, dem Buch Levitikus. Wer erwartet schon Gutes von einer „levitisch-priesterlichen Kult- und Sozialordnung“, wie sich der Buchname übersetzen ließe? Alle Vorurteile gegenüber der „jüdischen Gesetzhaltung“ wurden auf dieses Buch fokussiert, bis es schließlich unlesbar geworden war.

Feinfühlig gelesen, zeigt das Buch Levitikus überraschend Neues: In ihm ist das Schöpfungsgeschehen überschrieben, zum Anagramm geworden. Die Qualifizierung der Zeit ist ein wichtiger Subtext des Buches Levitikus. Überall verweist es auf die Schöpfung, zeigt es die Spur des „Anfangs“: Mit jeder Beobachtung von besonderen Zeiten, von Tagen und Jahren, vollzieht Israel Unterscheidungen wie der Schöpfer der Welt „am Anfang“. So tritt Israel aus der Welt der Verschuldungen und Gottferne wieder ein in den Thronsaal des Königs:

„Du sollst sieben Jahreswochen, siebenmal sieben Jahre, zählen; die Zeit von sieben Jahreswochen ergibt für dich neunundvierzig Jahre. Im siebten Monat, am zehnten Tag des Monats, sollst du das Signalthorn ertönen lassen; am Versöhnungstag sollt ihr das Horn im ganzen Land ertönen lassen. Erklärt dieses fünfzigste Jahr für heilig, und ruft FREIHEIT FÜR ALLE BEWOHNER DES LANDES aus! Es gelte euch als Jubeljahr. Jeder von euch soll zu seinem Grundbesitz zurückkehren, jeder soll zu seiner Sippe heimkehren“ (Levitikus 25,8-11).

Es gibt eine Zeit der Frei-Setzung der Schöpfung, des Exodus aus den pharaonischen Todesmächten. Gottes Ort – die heilige Zeit – als Weg in das Leben ...

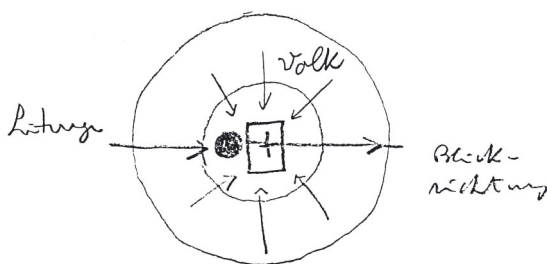
■ Georg Steins

Auch die Taufkirchen sind um ihren wirklichen, innerlich geborgenen Mittelpunkt herum gebaut. Würde man bei ihnen dorthin, wo in der Mitte das Taufbecken ist, den Messaltar stellen, dann erst entstünde das, was man einen „christozentrischen“ Bau genannt hat. Das Volk stünde um den Altar rundum, etwa im Umgang, und es wäre ein ohne Zweifel gewaltiger Eindruck erreicht.

Wir haben die Forderung dieses neuen und echten Zentralbaues sorgsam geprüft und haben ihr nicht zustimmen können. Sie scheint uns einen fundamentalen Irrtum zu enthalten, der so tief liegt, dass er die Architektur in ihrem eigentlichen Symbolgehalt angreift. Er bezieht sich auf das Wesen des Menschen und seine theologische Situation.

Der Gottesdienst in einem solchen Raum würde folgendermaßen vorgehen:

Das Volk stünde in einem kreisrunden Raum rings um den Altar, der in der Mitte des Raums stünde. Der Liturge träte an den Altar. Das müsste er aber von *einer* Seite aus tun, ebenso wie er nur an *einer* der vier Altarseiten stehen könnte. Er würde nun seinen Blick und seine Stimme erheben, und das könnte er wiederum nur nach *einer* Seite hin tun, etwa indem er über den Altar hinweg in der gleichen Richtung spräche, in der er zum Altar hingeschritten wäre. Er würde also immerfort, schon im Heranschreiten, dann, wenn er seinen Blick erhöhe, dann, wenn er zu sprechen begänne, die Rundform *durchschneiden*. Er würde nur als das, was er seiner Natur nach ist, dasein und handeln können, als ein menschliches Wesen, das ein gerichtetes ist, irgendwoher kommt und irgendwohin geht, eine „Geschichte“ und ein Ziel hat.



Es gibt menschliche Lagen, die ihrer Natur nach zentral sind. Aber das sind vorübergehende Augenblicke und sie zu erleben sucht der Mensch die Einsamkeit auf. Der große und gemeinsame Gottesdienst kennt sie nicht und sieht sie nicht vor. Die Grundform des christlichen Kultes besteht darin, dass ein Priester vor der Gemeinde vor Gott tritt und sich an diesen wendet „per Christum Dominum nostrum“. Dieser Gottesdienst ist nicht christozentrisch, sondern theozentrisch gebaut und ebendeshalb schließt sich die Gemeinde, die ja des Herren Leib ist, schließt sich niemals zum Ring, sie kann es nicht tun, weil der Mensch ein *Geschöpf* ist, das niemals in sich bleibt, ein gerichtetes und geöffnetes Wesen. Es liegt in der menschlichen Gestalt ausgesprochen und ausgemacht, dass sie sich in die Ferne bezieht, sei es, sie schreitet dorthin, sei es, sie steht und schaut hinüber: im Stehen kommt ihr die Ferne entgegen, die der stille Stand herbeiruft.

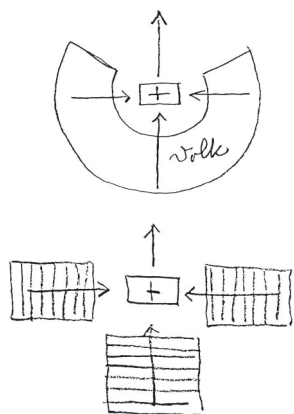
Wir halten für die angemessene Form, in der eine betende Gemeinde vor den Herrn tritt, weder den Ring, da sie in diesem gefangen bleibt, noch die Trennung des Mittelalters, da ihr Gott fern ist, sondern den „*offenen Ring*“.

Das ist eine Form, bei der die Gemeinde den Altar wahrhaft umsteht und in diesem wahrhaft ihre Mitte findet. Aber sie umsteht ihn nur an drei von seinen vier Seiten und die vierte Seite bleibt offen. Die Blicke sammeln sich auf dem Altar aber sie gehen durch diesen hindurch und über diesen hinaus.

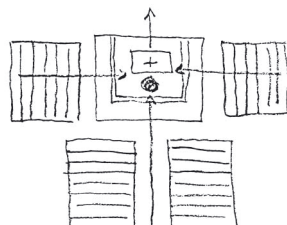
Diese Form vereinigt beides: Das Haben und das Nichthaben, die innere Fülle und die Unerfüllbarkeit des Menschen, seinen Stand der Heiligkeit und seinen Stand der Erwartung, sie ist der wahrhaftige Ausdruck beider Lebensformen, zwischen denen das Leben der Christen gespannt ist, der *imitatio Christi* und des Wandels in der Gegenwart Gottes. Die Gemeinde umsteht den Altar und in ihrer geöffneten Stellungnahme kann man sie sehr wohl mit einer jener alten betenden Gestalten vergleichen, welche mit erhobenen Armen dastehen und so zugleich einen Raum umschließen und eine Bitte in die Ferne aussprechen.

Es wird also vorgeschlagen, das Volk im Dreiviertelkreis eng um den Altar aufzustellen. Praktisch kann das geschehen, indem man es in drei Gruppen an seinen Stufen anordnet.

Die Kommunionbank ist der Ort der Communion. Es wäre also falsch, ihr die Form einer Schranke zu geben, da sie dann trennte, was sie verbinden soll. Es wäre das Beste, auch sie in einem offenen Ring um den Altar zu führen und sie ihm als breite unterste Stufe vorzulegen.

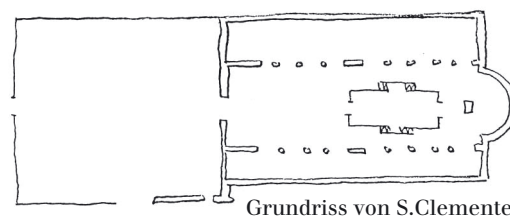


Einer besonderen Überlegung bedarf die Stellung des Geistlichen am Altar. Bekanntlich hat ein Teil der liturgischen Bewegung und wiederum die Abtei Maria-Laach die Stellung des Geistlichen hinter dem Altar („versus populum“) bevorzugt, da sie so eine enge Verbindung zwischen Volk und Priester zu erreichen hoffte. Wir möchten jedoch diesem Vorschlag nicht folgen. Er mag vielleicht manchmal, in ganz kleiner Gemeinde weniger Menschen der richtige sein. Sonst aber möchten wir den Geistlichen *aus dem Volk* zum Altar hinaufsteigen sehen. Er sollte ihm nicht entgegentreten, von anderswoher kommen und ihm dann von anderswoher gegenüberstehen, sondern er sollte aus seiner Mitte hervortreten und vor ihm, als erster des Volkes und zusammen mit ihm vor Gott stehn. Priester und Volk stehen zusammen vor Gott und vor dem Altar, ihre theologische Lage ist im Wesen die gleiche.

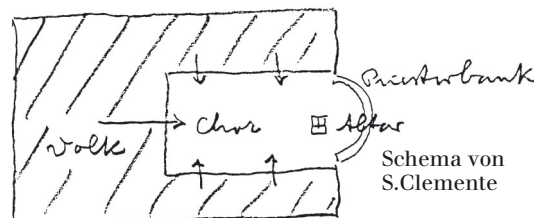


Man findet dieses unser Ergebnis in der Geschichte der christlichen Baukunst bestätigt. So zeigt schon die frühchristliche Kirche die Grundgestalt des „offenen Ringes“, wenn auch in einer verhüllten Form. Äußerlich ist ja ein Bau wie S. Clemente in Rom eine reine Langhalle, die aus drei gleichlaufenden „Schiffen“ besteht. In Wahrheit enthält je-

doch nur das Mittelschiff einen Altar und vor ihm den durch Schranken abgetrennten Chor. Die Gläubigen umstanden im unteren Teil des Mittelschiffes und in den beiden „Nebenschiffen“ Altar und Chorraum in weitem Bogen, sodass man sehr wohl versteht, warum die Liturgie die Gläubigen die „Umstehenden“ nannte.

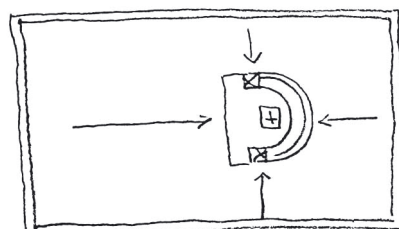


Grundriss von S. Clemente



Schema von S. Clemente

Eine ganz ähnliche Anordnung zeigen übrigens schon die weit vor diese römischen Bauten zurückreichenden uralten Kirchengrundrisse in Dalmatien, wo inmitten des ungeteilten Saales die Chorstelle mitten inneliegt.

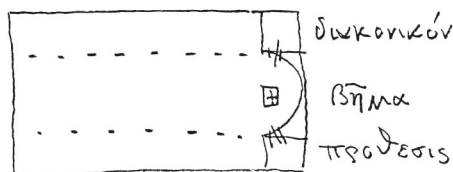


I.

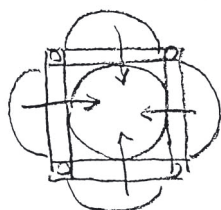
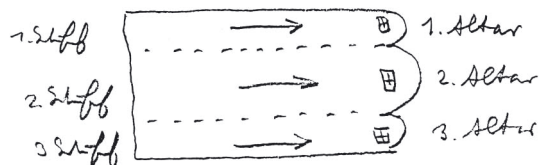
Erst ganz allmählich verschlang dann die aus dem profanen Hallenbau übernommene dreischiffige Grundform den der alten christlichen Basilika eingeschriebenen zentralen Gedanken. Zuerst traten an die Ostenden der „Nebenschiffe“ Diakonikon und Prothesis, die als Sakristei und Anrichte noch dem Altardienst zugehörten. Viel später finden sich dort die „Nebenaltäre“, schließlich ergeben sich Nebenapsiden und ganz zuletzt richtige „Nebenchöre“.

Damals erst, im frühen Mittelalter, werden die drei Schiffe zu wirklichen, einander nebengeordneten Langräumen, die Raumeinheit zerfällt in mehrere, nur durch die Arkaden verbundene Kirchenräume. Das Mittelalter setzt sich durch, dem die Kirche so etwas wie ein heiliger Weltteil war, dessen einzelne Orte wenig miteinander verkehrten. ►

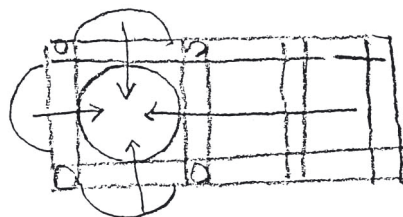
II.



In Widerspruch hierzu hat sich die Renaissance mehr als hundert Jahre lang um den absoluten Zentralbau gequält, die ihn zum absoluten Bau machen wollte, gleichsam zu dem von ihr gesuchten Bild des „Menschen an sich“. Sankt Peter sollte so werden.



Aber wieder durchbrach der christliche Inhalt die zentrale Form und in Sankt Peter vermählte sich aufs Neue beispielhaft der zentrale Raum mit dem fluchtenden Langschiff.



Wie wir die christlichen Zentralbauten als „verhinderte Langbauten“ nachwiesen, so könnte man für die frühchristliche Zeit den basilikalischen Langbau als einen „verhinderten Zentralbau“ bezeichnen.

Wir sehen bewiesen, dass weder die eine noch die andere, weder die zentrale noch die fluchtende Form den christlichen Inhalt ganz erfassen. Bei beiden bleibt ein ungelöster Rest, etwas „Verhindertes“ übrig. Die christlichen Kirchen werden in ihrer Form immer beides verbinden: den auf Gott hin geöffneten Ring christlicher Innigkeit, durchkreuzte Gemeinschaft.

Tabernakel und Altar

Die Feier der Eucharistie ist ihrem äußeren Verlauf nach eine in Stufen vorschreitende Handlung, die allmählich über Darbringung und Wandlung zur Vereinigung vorschreitet und dann bald zur „missa“ abklingt („nun geht“). Nach dieser Entsendung wurde die ganze Feier benannt.

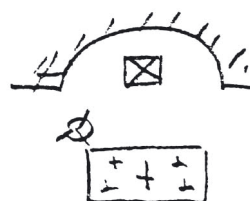
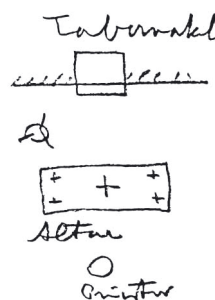
Was man zu alldem braucht ist sehr schlicht: einen gut geformten andächtigen Raum, welcher sammeln soll und gleichsam bereitstehen als gutes Gefäß für die Handlung. Klar

und gut geformte Geräte, festliche Kleidung, alles aber auf die liturgische Handlung bezogen und ihr untergeben, dienend ihr zugeordnet.

So ist es verständlich, dass die liturgische Bewegung einen schlichten Altar wünscht, vielleicht nur den schlichten Tisch des Abendmahles mit Kerzen und Kreuz. Sie möchte auf ihm kein Tabernakel haben. Das Vorhandensein der Eucharistie schon zu Beginn der Handlung nähme, so meint sie, der Wandlung einen Teil ihres Sinnes, der eben darin besteht, dass die Opfergaben „gewandelt“ werden. Zudem bringt es die neu auflebende Sitte des Opferganges mit sich, dass nur soviel Hostien gewandelt wie verzehrt werden.

Da aber schon ernste praktische Gründe zur ständigen Aufbewahrung der Eucharistie zwingen, hat man sich des alten Sakramentshauses erinnert, das man wieder einführen möchte. In bischöflichen Kirchen ist ja Hochaltar und Sakramentskapelle seit je getrennt und das wirkt zumeist schön und sinnvoll, besonders schön übrigens in der neugeordneten Kathedrale zu Berlin.

Die Frage ist noch in ihrem theoretischen Zustand. Praktisch sind die Sakramentshäuschen durch die Kirche verboten. Wenngleich solche liturgischen Vorschriften im Lauf der Zeit geändert und durch andere ersetzt zu werden pflegen, müssen sie eingehalten werden solange sie bestehen. In der Pfarrkirche kann man nach den Vorschriften Altar und Tabernakel nur trennen, wenn dieses genau in der Achse des Hochaltars hinter diesen in die Wand eingelassen wird. Bei dieser Anordnung die Messe gegen das Volk hin zu lesen, ist wenig geziemend. – Obschon eine solche Lösung einen gewissen Fortschritt bedeutet, ist sie nicht ideal, da hierbei die grosse oben beschriebene Bewegung des Raums nun auf das Sakramentshaus gerichtet wird. Man kann das nicht als unbedingt richtig bezeichnen.



In Sankt Hedwig ist in glücklicher Weise hinter dem Altar die Wand zu einer besonderen Sakramentskapelle geöffnet, die ein eigener und stiller Raum ist. Liturgie und Allerheiligstes haben je ihren besonderen und angemessenen Raum.

Man würde sich dieser Lösung nähern, wenn man hinter den Altar eine Nische legte.

Uns scheint die vorgetragene Meinung der liturgischen Bewegung an sich berechtigt zu sein. Die Liturgie ist tatsächlich ein Vorgang und da sie das ist, verlangt sie wirklich die beschriebene Anordnung eines einfachen Tischaltars. Aber es ist zu fragen, ob die Meinung vollständig ist oder ob man ihr eine zweite begeben muss, dass sie ganz wird. Die abendländische Weltanschauung liebt es ja, die Welt in ihrem Werden und Vergehen, in ihrer Geschichte zu erkennen. Es ist richtig, dass diese Weltanschauung sich auch in einer solchen religiösen Form ausdrückt. Nur so kann der gewaltige Dynamismus, der Denken, Kunst und Leben des Abendlandes geformt hat, seine Klärung finden.

Aber man kann auch die Dinge in ihrem zeitlosen Sein erkennen und die Geschichte für eine statuarische Versammlung von Formen halten, welche dem dunklen Fluss des Geschehens entstiegen sind und nun für immer da sind. Das ist die antike Art, zu sehen. Wo aber beides, Werden und Stand, sich in lebendigem Ganzen verbindet, da erst wird echtes Weltbild.

Jene alte Meinung, Geschichte sei die statuarische Versammlung unwiderrufbarer bleibender Dinge, die längs den Ufern der Zeit stehen, hat ihre Bekrönung gefunden in dem Glauben an das ewige Sein des Herrn in heiliger Gegenwart. Schon der antike Tempel entstammte diesem Glauben: in seiner dunklen Zelle thronte das gewaltige Bild. Die späteren Bauten der christlichen Ostkirche sind vollends wie eingesunken in die Gegenwärtigkeit Gottes, ganz von seinem Dasein erfüllt. Das Allerheiligste liegt dort als ein getrennter Bezirk hinter der goldenen Ikonostase, deren Bilder – sie zeigen die Heiligen in ihrer endgültigen Gestalt und mit den weitgeöffneten Augen der seligen Schau – durch

Ampeln und Kerzen beleuchtet sind, sodass das Allerheiligste und seine Bilder zu dem heiligen Licht wird, das in dem Dunkeln leuchtet. Die übrige Kirche ist dann zumeist fast ohne Licht.

Diese ostkirchlichen Bauten sind ehrwürdige Dokumente eines uralten kontemplativen und statischen Denkens. Ihr Baugedanke ist die „Gegenwart des Herrn unter den Menschen“.

Der aufmerksame Forscher findet dann auch im Westen allenthalben die unverständlichen Reste dieses Denkens. Er findet sie in der alten Auffassung von den Gebäuden als reale Leibwerdungen des Herrn, er findet sie in der Bezeichnung des Altares als „Christus“, in dem Kulte der Bilder (es ist bezeichnend, dass er gerade den Griechen zuerst schwierig wurde und dass bei ihnen der Bilderstreit entstand, der sich dann in der Bestimmung löste, dass die Ehre des Bildes auf das Urbild hinübergehe). Vielleicht ist es eine richtige Meinung, die Lehre von Christi Gegenwart in der Eucharistie sei ein letzter, unaufhebbarer Rückhalt dieser anderen Auffassung, die monumentale Bekundung, dieses alles sei *auch* wahr.

So werden die christlichen Kirchbauten beides enthalten und verbinden müssen. Sie werden Christi Leib und zugleich Schauplatz der Erlösung sein, sollen sie Gleichnis der *ganzen* heiligen Geschichte sein. Mögen sie nun mehr dieses oder mehr jenes sein, stets ►

■ Tagungshinweis

Zum 100. Jubiläum des Handbuchs der Deutschen Kunstdenkmäler von Georg Dehio ist für 2005 eine Ausstellung zum Denkmalschutz geplant, in der auch die Burg Rothenfels gewürdigt wird (s. ZeitSchichten in diesem Heft S 55.). Die Burg Rothenfels nimmt dies zum Anlass, zu folgender Tagung einzuladen:

Maß und Askese

Rothenfelder Perspektiven für Liturgie und Architektur

mit Prof. Dr. Albert Gerhards, Prof. Dr. Wilhelm Bretschneider, Prof. Dr. Dietrich Baumewerd, Prof. Dr. Günther Zehnder, Prof. Dr. Friedhelm Mennekes, Prof. Dr. Elmar Salmann u.a.
07.10. – 09.10.2005

Info und Anmeldung über die Verwaltung der Burg Rothenfels oder unter www.burg-rothenfels.de

müssen sie auch das andere mitenthalten, im Vorübergang die Dauer und in der Dauer den Wandel. Vielleicht wäre es wirklich am besten, zwei Räume zu bilden, den hellen und ersichtlichen Schauplatz und das dunkle Tabernakel. Vielleicht auch könnte es, bei kleinen Kirchen besonders, gelingen, beides im gleichen Raum zur Durchdringung zu bringen, sodass auch der Ort, wo die Eucharistie dargebracht wird, tief von der ewigen Gegenwart des Herrn durchdrungen wäre. Wir sehen allerdings den weiteren Weg noch nicht deutlich.

Man könnte behaupten, dass es schon aus den einfachsten und natürlichsten Gründen nicht angeht, eine Kirche zu bauen, die nicht schon die Durchdringung beider Gedanken enthielte. Indem wir eine Wand aufrichten oder ein Gerät formen erhält dieses Ding seine unwiderrufliche Form an der die Zeit keinen Teil hat. Und indem dann die Wände einen Raum umschliessen entsteht das Gefäß



Rittersaal

für das Leben, für das Kommen und Gehen und für das Handeln der Menschen. Das ist ein gutes natürliches Vorbild für die Lösung, die gesucht wird.

Die Chöre.

Der Sängerkhor gehörte in seiner ursprünglichen Aufgabe zum Altardienst. In alten Kirchen wie etwa in San Clemente in Rom stand er innerhalb der Schranken, vor dem Altar und den Priestern.

Das braucht kein Grund sein, ihm auch heute eine solche Stelle zu fordern. Die Aufgaben

des Chors haben sich geändert. Die heilige Musik ist zu einer Kunstübung geworden, und die Darbietungen des Chores haben eine gewisse orchestrale Selbständigkeit bekommen.

Unseres Erachtens ist hier zu unterscheiden. Es ist sicher ein schöner Gedanke, dem Volk einen kunstvollen und hochstehenden musikalischen Vortrag zu bieten. Aber es scheint uns, als verlange er, eben in seiner Würde als Kunst, allein für sich entgegengenommen zu werden. Das kann sehr wohl in der Kirche geschehen. Es wäre aber auch denkbar, dass außerhalb der Kirche aber in einer Beziehung zu dieser, ein festlicher Raum für religiöse Feiern wäre. Dieser Raum gehörte nicht wie ein Konzert- oder Theatersaal zur „Welt“ sondern er läge „zu Füßen“ des Allerheiligsten.

So wurden im Mittelalter die Mysterien *vor* den Portalen der Kirchen *gespielt* und hinter ihnen *begangen*.

Wir möchten also vorschlagen, bei den Kirchen feierliche Säle heiliger, aber nicht sakramentaler Gemeinschaft zu erbauen, welche durch keine profane Veranstaltung entweiht werden sollen. Eine neue Kultur der gemeinsamen Feier, der Lesung, des Spieles müsste für sie entstehen. Das ist der Sinn, den man den Gemeindesälen, wie sie bei den meisten Kirchen bestehen, geben müsste.

Soweit aber der Chor als Fürsprecher der Gemeinde in der eucharistischen Feier mitwirkt, hat er eine liturgische Funktion. Er gehört an die *Spitze* der Gemeinde und ganz nahe zum Altar. Man müsste ihn vielleicht mitunter noch in Chor und Gegenchor trennen und zu den beiden Seiten des Altars aufstellen.

Es ist uns klar, dass eine solche Hervorhebung und Erhöhung des Sängerdienstes eine gewisse Entsagung und Einordnung der Chormitglieder verlangt, und es mag sein, dass es für diesen unseren Vorschlag noch zu früh ist.

Es gibt aber dafür viele und schöne Beispiele. Im Münster zu Strassburg beispielsweise hat der Sängerkhor noch heute seine Stellung auf dem hohen Chor der Kathedrale und er hat seine besondere liturgische Kleidung, in welcher er auch die Prozessionen begleitet.

Auf jeden Fall sind bei Neubauten die sogenannten Emporen zu vermeiden, auf welchen die Sänger viel höher als der Altar im Rücken der Gläubigen stehen. Der Altar sollte der höchste Punkt der Kirche sein, in ihm sollte sich „die Erde erheben“.

Die Folge der liturgischen Räume.

Was bisher beschrieben wurde, bildet zusammen den Altardienst in seinem engsten Sinne. Er ist in dem eigentlichen „heiligen Raum“ der gemeinsamen Eucharistie versammelt. Man kann sich vorstellen, dieser Raum habe sich gleichsam aus dem Altar heraus entfaltet, er sei aus ihm hervorgegangen. Er bildet den eigentlichen Leib des Herrn.

Um die gemeinsame Feier der Eucharistie liegen die Sakramente, welche die Abschnitte des Lebens weihen, liegt das Bußsakrament, liegen die Sakramentalien, liegen schließlich Handlungen, welche die Eucharistie vorbereiten oder begleiten.

All diese Handlungen verlangen ihren Raum. All diese Räume gliedern sich um den heiligsten Raum, und es entsteht eine heilige Raumfolge, eine ganze Ordnung der Räume.

Das Bußsakrament bestand in der alten Kirche aus dem Bekenntnis schwerer Verfehlungen vor der Gemeinde. Der Büßer war dann oft lange in einen besonderen Stand versetzt und musste während des Gottesdienstes in dem der Kirche vorliegenden Narthex bleiben. Da die Beichte heute weitgehend zur Mitte der Seelenführung wurde, und da sie zumeist von Menschen benutzt wird, die schon im Stande der Gnade sind, würden wir es nicht begrüßen, wenn man, wie das gelegentlich vorgeschlagen wurde, den Beichtstuhl in einen solchen, dem alten Narthex nachgebildeten Raum stellte. Das wäre vielleicht an sich ein schöner Gedanke. Bei einer kleinen Kirche ginge es aber wohl zu weit, und wir möchten eine etwas beiläufige Stellung des Beichtstuhls im unteren Teil des Heiligsten Raumes empfehlen. Die Gläubigen können dann aus der Gemeinde heraustreten und ihre Beichte ablegen.

Ganz anders verhält es sich mit der Taufe; der Täufling gehört nicht zur Kirche und es ist eine sinnvolle Vorschrift, dass er den Heili-

gen Raum nicht betreten darf. Die Taufe ist gewissermassen eine Pforte in diesen. Es ist also richtig, einen Taufraum *vor* diesen zu legen.

Sodann schlagen wir eine besondere Vorhalle vor. Sie soll groß sein. Da wir uns den innersten Raum als eine heilige Zelle denken, ist es nötig, sich zu seinem Betreten vorzubereiten und zu sammeln und ist es nötig, Dinge pri-



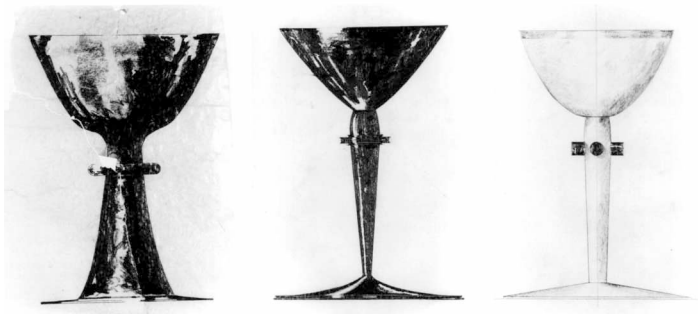
Burgkapelle 30er Jahre

vater und halbprofaner Art aus diesem hinauszulegen. In diese Vorkirche gehören die Weihwasserbecken, die Anschlags- und Verkündigungstafeln, der Bücherstand, der Opferstock, vielleicht auch Heiligenbilder der privaten Andacht. Technisch gesprochen dient diese Vorkirche zugleich als Windfang anstelle der unschönen schrankartigen Einbauten.

Von der Vorhalle müsste man die Taufkapelle erreichen können und die Sakristeien.

Die Sakristei gehört ihrem ganzen Wesen nach vor den Eingang zu dem heiligen Raum, dorthin, wo auch das Volk hineingeht. Nicht deshalb, weil sie früher dort lag, sondern deshalb, weil sie ihrem Sinn nach dorthingehört. Es ist der Ort, wo die Menschen, die Altardienst versehen, sich *vor*zubereiten haben und darum muss er *vor* der Kirche liegen, das weicht von der üblichen Anordnung ab; man legt die Sakristei ja zumeist in einem besonderen Zugang hinter die Kirche, nicht unähnlich den Räumen der Schauspieler hinter den Theatern. Der Priester wird auf einem anderen Weg als das Volk zum Altar geführt. Wir möchten dagegen, er träte aus dem Volke ►

heraus und durch das Volk hindurch. Sein besonderes Priestertum erschiene so in seiner gottgewollten Bindung an das allgemeine Priestertum der Gemeinde. Der Segen vor dem Hochamt bekäme seinen neuen Sinn, indem er selbst auch die Vorkirche durchschreitet, unterzieht er sich der gleichen Vorbereitung.



Rudolf Schwarz, Zeichnungen für Abendmahlskelche

Es ist uns natürlich bekannt, dass gegen diesen Vorschlag ernste praktische Gründe sprechen. Gleichwohl stellen wir ihn zur Erörterung, denn es gibt viele andere praktische Gründe, die ihn befürworten. So liegt der Sakristeieingang verkehrsgünstiger an der Vorhalle. Es hat auch seine Vorteile, wenn die Sakristeitür nicht vor aller Leute Augen liegt, da so der Verkehr mit der Sakristei während des Gottesdienstes z.B. beim Geldsammeln nicht so peinlich stört, wie das zumeist der Fall ist.

Der vorausgehende Kirchendiener muss natürlich den erforderlichen Zugang vor dem Geistlichen freihalten. Im Ganzen will aber die neue Anordnung nur als Vorschlag gelten. Ebenso wie der Kirchbau selbst sollen auch die Geräte *echt* werden. Sie müssen aus ihrem Sinn und Dienst geformt werden.

So entstehen schöne und klare Grundformen. Kelch, Ampel, Kerzenleuchter und all diese Dinge sollen in einer einfachen und edlen Weise ihr Wesentliches zu Schau bringen, echte Dinge von einer ursprünglichen Symbolkraft, welche ihnen aus der Vollkommenheit des Dienstes kommt, in dem sie aufgehen.

Man kann hierüber gute Worte in Guardinis schönem Buch „Von heiligen Zeichen“ nachlesen.

Es ist nicht nötig, eine gute Ornamentik abzulehnen. Sie kann sogar die Eindringlichkeit der Geräte vertiefen. Aber sie muss so sparsam sein, dass sie den ursprünglichen Sinn der Dinge nicht verdunkelt. Eine Ewiglichtampel soll vorab die Flamme zeigen, in der das Öl sich verzehrt, ein Kerzenhalter ist wegen der Kerze da, die verbrennt, ein Messpult wegen des Buches, das es trägt, das Buch wegen der Schrift, die darinsteht.

Man muss dieses alles, was so selbstverständlich zu sein scheint, heute aufs Neue sagen und aufs Neue versuchen.

Schlusswort.

Der hier gegebene Versuch, eine Kirche nicht nach den formalen Vorstellungen des Künstlers, sondern vorab nach dem inneren Leben des Gottesdienstes zu gestalten und erst aus diesen und in treuem Dienst an ihnen auch eine hohe künstlerische Form zu suchen, mag ungewöhnlich und neu erscheinen und er ist es auch, insofern als die meisten Kirchen eben sonst anders zu entstehen pflegen.

Es sei jedoch darauf hingewiesen, dass er kein Experiment im Sinne des Unerprobten darstellt. Der Entwurf entspricht vielmehr in allen seinen Punkten der Gestalt und inneren Ordnung der Kirche auf der Jugendburg Rothenfels, welche durch den Verfasser in enger Zusammenarbeit mit den Menschen der Jugendbewegung und unter Führung von Prof. Guardini gestaltet wurde. Es hat sich ergeben, dass diese, seit sieben Jahren erprobte Ordnung eine tiefchristliche, wahrhaft religiöse Welt zu umschließen vermochte. Die Gemeinde der dort feiernden Jugend ihrerseits verwirklicht ein hohes Beispiel liturgischer Volklichkeit, wie es für die vorliegende Pfarre ein nachahmenswertes Beispiel sein kann.

■ Rudolf Schwarz

Dieser Text wird hier erstmalig veröffentlicht.

Die Burg Rothenfels dankt Maria Schwarz für die Überlassung des Manuskripts.

Geistliche Übung

■ Gedanken zu einer Werklehre des Gebets

Wenn wir um das rechte Gebet bitten, so bitten wir um das rechte innere Wort, das vor Gott hintritt und nicht in der Welt bleibt, jenes Wort, das den Vater *erreicht*. Wir bitten um den stillen Raum, wo die Welt schweigt und die Seele mit Gott ist. Das ist also wohl: um die Sammlung des Geistes. Denn das Gebet beginnt doch wohl so, dass die Seele still wird und den Namen Gottes nennt und wartet. Das ist noch kein Gebet, sondern eine bereite Einsamkeit, die die Gegenwart des Herrn erwartet.

Aber sammelt sich nicht auch der Geist vor einer weltlichen Aufgabe? Muss er nicht auch vor einer schweren Frage dieser Zeit stille werden? Was ist aber dann die rechte Sammlung des Geistes, die *rechte* Einsamkeit, die den Herrn ruft?

Die Lehrer des geistlichen Lebens sagen, die Seele solle von den Dingen fortgehen und ledig in die Tür ihres Hauses treten, dem Herrn entgegen wie die Braut des Hohen Lieds, und einer dieser Lehrer spricht davon, dass wir zuerst leer werden müssten, der Herr werde die Leere dann wieder füllen, denn der Dinge Untergang sei Gottes Aufgang. Sagt nicht auch Christus selbst, wer vollendet werden wolle, solle arm werden an dem, was er besitze, womit Christus doch wohl nicht gemeint haben kann, dass der Durstige vollkommen sei, sondern nur, dass es eine bestimmte Art der Ledigkeit gebe, die den Herrn rufe?

Einige meinen, Sammlung des Geistes sei Innereuerung und Einkehr. Wenn wir uns von den äußeren Dingen fortwenden, dann erständen die inneren in Größe und Schönheit, und das sei der Aufgang des Herrn. Die werden aber sich irren; denn in ihnen ist „Welt“ erst recht erwacht in ihrer viel gefährliche-



Rudolf Schwarz
(Burg Rothenfels 1936)

ren, viel verführerischen unfrommen Tiefe, in Wurzel und Inbegriff. Das aber ist nicht „arm werden“, wenn man sich von der armen, leidenden und unseres Mitleides bedürftigen Außenform der Welt zurückzieht, um die gleiche Welt in ihrer Tiefe ungestört zu genießen. Innereuerung ist nicht schlecht und zu Zeiten geboten; denn der Herr wohnt überall und ist überall auch fern, trägt eines so gut wie das andere, findet im reinen Mittag sein hohes und in der Nacht sein tiefes Gleichnis, ist ebenso treu zur Form wie zum Wesen. Wesentlich werden ist

gut und zur einen Hälfte auch nötig, aber es heißt noch nicht, den Herrn finden, und beide haben ihn denn auch verfehlt, die Mystiker des Ostens, als sie von den Formen abfielen, und die Techniker des Westens, als sie die Tiefe leugneten; und die Tiefen, die Beschaulichen und Inbrünstigen sind oft gerade die Harten, die Unbarmherzigen, die sich vom Brote der Armen nähren und das Elend der Notleidenden von ihren Klausuren fernhalten, ohne dass sie in ihrer Tiefe die Leiden der Welt aufsuchten und überwinden. Wie nötig wären uns heute die wahrhaft Innerlichen, aber wie müde sind sie in Wirklichkeit, die formenarmen Flüchtlinge vor dem Mitleid, und wie tot und leer ist ihr Blick!

Ob wir uns also nach innen oder außen wenden, wir finden identische Welt. So werden wir den Herrn nicht finden, und wir müssen darauf verzichten, von uns selbst und den Dingen fortzugehen, da wir das nicht können. Der Herr will es ja in Wahrheit auch gar nicht, dass wir die Dinge oder uns verlassen, sondern dass wir sie lieben und behüten, dass wir treu zu ihnen sind, und dass sie unter unserer Hand gesund werden. Nicht in die Tiefe zu gehen hat er uns geboten, sondern den Nächsten zu lieben. Wenn wir also vor ihn treten, so dürfen wir nicht allein kommen, sondern kommen wir als Teilnehmer der Schöpfung und begleitet von allen Kreaturen. Da er ►

von uns das Mitleid fordert, wird er uns nur erhören, wenn unser Gebet ihm die Schöpfung in der Form des Wortes als „reines Opfer“ anbietet. Das Gebet mag „wir“ oder „ich“ sagen, es muss auch noch in seinem einsamsten Wort die ganze und wirkliche Schöpfung enthalten.

Täuschen wir uns nicht, so beginnt die Sammlung des Geistes damit, dass wir die Schöpfung umfassen und ihr dumpfes Dasein in uns zu einem formenstarken, klaren Mitleben mit unserem Leben bringen. Es scheint fast, als beginne die Übung in der Sammlung des Geistes gar nicht damit, dass wir die Vergegenwärtigung Gottes üben, sondern mit der Vergegenwärtigung der Welt. Diese Gegenwart ist aber nicht in Vorstellung oder Einbildung, sondern in Geist und Wahrheit und in aller Wirklichkeit lebendiger Existenz zu denken.

Das zweite erst ist, dass wir uns und mit uns die Schöpfung in die Gegenwart des Herrn bringen. Denn das ist ja der große Sinn des Gebetes, dass darin mit den Dingen etwas geschieht. Damit dies aber geschehen kann, müssen sie rein und bereit gemacht werden, sie müssen so werden, dass sie für ein religiöses Geschehen geeignet sind.

Sicher können wir ja nicht von uns aus die Welt in uns von ihrer Schlechtheit reinigen, sondern das muss der Herr tun. Dieses, die



Südturmzimmer nach Umbau 1927/28

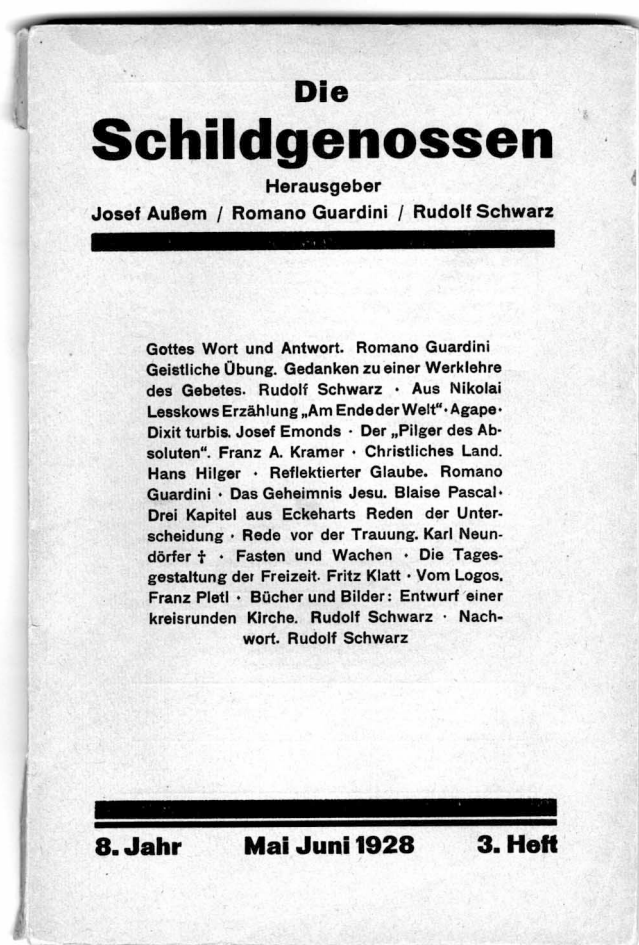


Burghapelle nach Umbau 1927/28

Reinigung in der Barmherzigkeit des Herrn, ist also nicht unsre Sache, sondern die Bitte unseres Glaubens, wie vielleicht auch die ersten Eingebungen und Impulse nicht unser Werk sein können, sondern das des erschaffenden Herrn. Unsere Sache ist aber, dass die Welt in bester Verfassung und in weltlicher Reinheit vor das Gesicht Gottes trete, und das lässt sich auch üben; es ist aber schwer zu beschreiben. Es ist bekannt, dass kluge und reine Augen in den Dingen Gottes Bild sehen. Versteht recht: in den Dingen und nicht daneben oder dahinter, aber auch nur das Bild und nicht die Wirklichkeit. Diese Augen täuschen sich nicht – es wäre ja wohl auch sehr schwer, sie in etwas zu täuschen – sondern sie sehen die höchste Wahrheit der Dinge, ihre Eigentlichkeit. Jedes Ding

lebt in vielen Formen (und ist doch nur eins), seine höchste steht aber im Angesichte der Gottheit als religiöse Form. Das ist aber nicht ein frommer Zustand, der vorübergeht, ein Akt, der gesetzt wird, sondern aller Formen Form, aller Wirklichkeiten Wirklichkeit, des Dinges eigentliches Leben. Es ist nicht verwandeltes Dasein, wie etwa in der Einbildung und in der Theorie, sondern das Dasein selbst, wie es von Gott erschaffen ist, das wir oft nicht wissen, das uns manchmal aber auch sichtbar wird mit der Klarheit und dem Gericht des Jüngsten Tages. Es ist auch kein Dasein in der verklärten Form der Idee, son-

dern das wirkliche, handelnde und leidende Leben mit allen Einzelheiten und Eigenheiten der Erscheinung, das volle Sein in Form und Grenze ohne Täuschung und Fiktion, in Wahrheit. Es scheint, dass dieses Sein eine Analogie zum Leben Gottes ist.



Sich sammeln heißt nun, in diese Form hinübergehen. Man kann sagen, die Schöpfung, die sich in der Seele sammelt, werde wahr und eigentlich. Sie wird so, wie sie vor dem Herrn ist, dass ihr der Herr so werde, wie sie ihn ertragen kann. Sie sammelt sich, indem sie all ihre minderen Existenzformen einzieht und nur noch in ihrer höchsten Form existiert, als Schöpfung, die aus der Hand Gottes quillt. Sammlung ist also nicht Schweigen oder Rede, nicht Innewerdung oder Ausgang, sondern ein Selbstwerden vor dem

Blicke Gottes und Mithineinnehmen der Mitgeschöpfe in dieses rechte, eigentliche Sein. Sammlung ist Anerkennung des wirklichen und letzten, des religiösen Standes der Welt, ist ein letztes Stillesein und Richtigwerden in Ruhe oder in Handlung. Gesammelt erst kann sich dann die Schöpfung erwartend dem Herrn zuwenden. Mit dieser Zuwendung aber wird der reine Seinsstand der Sammlung zu einem Stande der Hoffnung, das ruhige Dasein in der Gegenwart Gottes zu einem Ausgang, die Schöpfung zum Opfer. Auf die rechte Sammlung des Geistes, die das Leben begleiten kann und zur Wirksamkeit in ihm erst bereit macht, bezieht sich wohl jenes Wort, dass über allem und in allem unsere Seele im Herrn ruhen soll. Weil die Form so aber an der Grenze ihres Seins steht, darum haben die alten Lehrer doch wohl recht, wenn sie die Seele mit der Braut des Hohen Liedes vergleichen; denn sie sieht dem Herrn entgegen, und diese erwartende Sammlung ist ihr eigentlicher Brautstand.

Das alles sind also die Vorbereitungen zum rechten Gebet.

Das Gebet selbst aber beginnt jedesmal mit einer Anrufung des Namens des Herrn. Es gibt kein rechtes Gebet, das anders anfangt als mit der Nennung Gottes. Hier aber entscheidet sich dann sogleich, ob das Gebet ein gutes Werk oder eine Irrung wird. Man spricht von dem andächtigen oder unandächtigen Gebet. Das ist aber wohl nicht ganz gut formuliert, da das „Denken“ hierbei doch nicht so sehr wichtig ist und Gebet, besonders wenn es nicht in Worten, sondern in anderen Symbolen geschieht, auch ohne das Denken Gott sehr gut gefallen kann. Sicher ist der Bereich des Gebets größer als der des Denkens. Es ist aber auch etwas sehr Großes, wenn die schöpferische Bewegung des Denkens zum Gebet wird. Die ältere Unterscheidung sprach von einem Gebet der Lippen und einem des Herzens, und das ist wohl auch richtiger, da das gute Gebet der „Ordnung des Herzens“ entspringen soll; das heißt, in das Wort oder Symbol des Gebets muss die ganze Schöpfung eingehen, sie muss darin ganz und gar sein und leben. Das geht aber nur, wenn das Wort eine echte, aus Wesen gebo-

rene Existenzform der Dinge wird und nicht nur die Allegorie, ihre leere Formel. Nur echte Worte können gute Gebete werden. (Es gibt natürlich auch wortlose Gebete, z.B. solche in Stein und Raum oder in Bewegungen und Handlungen, und das meinte wohl auch letztlich der alte Streit um das „wortlose Gebet“: es gibt keine Gebete ohne Leib.) Die Anrufung Gottes muss also aus dem Herzen der Schöpfung geschehen, und in diesem heiligen Namen muss die ganze, in Demut vor ihrem Herrn „gesammelte“ Schöpfung ihm entgegengehen. Indem sie aber nicht ihren eigenen Namen, sondern den Namen des Herrn selbst ausspricht, unternimmt sie das Höchste, was ihr nur möglich ist: sie bringt dem Herrn seinen Namen entgegen und in diesem Namen seine eigene Existenz, so wie sie in dem Herzen der Schöpfung wohnt.

Seitdem sich aber dieses Herz von Gott lossagte, wohnte er dort nicht mehr, und so wurde sein Name zum fiktiven Bild, das etwas bedeutete, aber nicht war; das gehütet und geehrt wurde als das Geheimnis des Alten Bundes und doch nur ein Gleichnis blieb und kein Unterpand; und so waren auch die Gebete nur Gleichnisse, die den Herrn meinten, aber nicht erreichten. In Christus erst wurde das Wort Fleisch und der Neue Bund gegründet. Im Worte Gottes wurde uns der Name des Herrn wieder Wirklichkeit und das Gebet wieder wirksam. Christus verheißt, dass der Vater alles gewähren werde, worum wir in seinem Namen bitten, und solche Verheißungen sind wörtlich zu verstehen, als Verkündigung der neuen Ordnung. Wenn wir also heute den Namen des Herrn nennen, so bringt sich in diesem Namen Christus durch die Welt dem Vater zum Opfer. Das ist wohl schwer zu verstehen und doch auch wieder nicht, wenn man an das Wort des Apostels denkt: „Nicht ich lebe, sondern Christus lebt in mir.“ Christus ruft in der Schöpfung den Vater an und beginnt mit ihm einen Dialog, und zwar einen schöpferischen, aus dem neue Formen entstehen, und so wird die vergängliche Form der Welt hineingezogen in den großen und geheimnisvollen Dialog von Erkenntnis und Liebe zwischen Vater und Sohn, in die Fruchtbarkeit des Heiligen Geistes.

konturen empfiehlt Bücher

Jörg Lauster

Gott und das Glück.

Das Schicksal des guten Lebens im Christentum
Gütersloher Verlagshaus 2004

ISBN 3-579-06500-9



Jörg Lauster erzählt die Geschichte des Glücks im Christentum und zeigt, was das religiöse Denken und die Glückskonzepte der Gegenwart einander zu sagen haben. „Im Glück begegnet der Mensch einem Überschuss an Wirklichkeit und einem Mehrwert des Lebens,

der ihn ahnen lässt, dass dieses Glück nicht nur von dieser Welt ist.“ Lauster schreibt klar und einleuchtend und nicht nur bei dieser These möchte man ihm zustimmen.

Wilhelm Schmid

Mit sich selbst befreundet sein.

Von der Lebenskunst im Umgang mit sich selbst
Suhrkamp 2004

ISBN 3-518-41656-1



„Mit sich selbst befreundet sein“, davon sprach schon Aristoteles. „Lebenskunst im Umgang mit sich selbst“: Das ist die Tradition Senecas, Montaignes, Nietzsches und Foucaults. An diese Tradition knüpft Schmid an und schreibt vom Umgang mit sich selbst und wie er erlernt werden

kann, ausgehend von der existentiellen Erfahrung der Angst und der möglichen Antwort darauf.

Unsere Bitte um das rechte Gebet muss also wohl lauten: „Herr, lehre uns beten: bete du in uns!“ In der Anrufung des Herrn breitet die Seele den neuen Namen des Herrn um sich aus, und dieser Raum ist erfüllt vom Leben Christi. Im Raum des Gebets tritt die Schöpfung gesammelt in der Form des göttlichen Wortes und in ihrem religiösen Stand vor den Herrn. Immer aber sind es noch die wirklichen Dinge, ohne Verklärung und Abstrich, und ist es die intensivste Wirklichkeit der Dinge. Sie leben in diesem Raum als irdische Dinge mit allen ihren Wünschen und ihrer ganzen Fruchtbarkeit und verlangen, was ihr Recht ist: die Blüte, die Frucht und das Ende, Geburt und Tod. Sie bitten um die ewigen Güter, die Anschauung des Herrn und das andere Leben, und im allmählichen Geschehnis des Gebetes, im langsamen Vorschritt des Dialogs von Bitte und Erhörung geschieht dies alles in Wahrheit und lange, bevor es sich sichtbar ereignet; es wird vollzogen in der höchsten Eigentlichkeit der Geschichte: in der Vorsehung Gottes. Wenn das aber auch die eigentliche und wahre Geschichtsquelle ist, so ist darum das spätere Ereignis doch nicht bildhafter Schein, aber es ist nun einmal nichts anderes als die Verkündigung eines verborgenen Gerichts, die Frucht einer tiefen Wurzel, die Folge einer frühzeitigen Kausalität. Diese Worte mögen aber irreführen, wenn man sie nicht zusammennimmt mit dem, was eben über die religiöse Wirklichkeit der Dinge gesagt wurde; denn das Ereignis ist natürlich identisch im Angesichte der Vorsehung und in seiner äußersten Kontur, es lebt wohl auch im gleichen Augenblick.

Irdisch treten die Dinge in den Raum des Gebets, törcht in ihren Wünschen und dem Irrtum ausgesetzt, geneigt, sich in ihrem Geschehen immer wieder zu verwirren, sich ineinander zu verfangen und ihren Sinn zu verlieren. So beginnen sie im Vertrauen mit dem Vater zu sprechen, und langsam erst werden sie selbstlos und einsichtig, und langsam erbaut sich in ihnen die Geschichte als das, was sie sein soll: der Wille des Vaters. Der Weg, den die Geschichte da gehen muss, mag ähnlich sein den Stufen der alten mystischen Lehre, Läuterung, Erleuchtung und Eini-

gung, was aber wohl nichts anderes ist als „Opferung“, „Wandlung“ und „Kommunion“. Dann wird sie gereinigt entlassen, dass die Welt werde, wie sie sein soll: groß, klug und würdig, aber zugleich hart und vielleicht bitter und sicherlich nicht „sakral“ und nicht „liturgisch“, nicht ethisch und auch nicht ästhetisch, sondern geboren aus Weisheit und Wille des Herrn. Hier zeigt sich übrigens, dass es bestimmt auch das wortlose Gebet gibt; denn es gibt eine stille Frömmigkeit im Wachsen der Dinge, die einfach darin besteht, dass sie recht werden, ohne dass sie es wissen, und auch ohne dass sie daran denken; ihr Gebet ist also ohne Wort und Andacht, es bittet einfach, der Herr möge seinen Willen geschehen lassen im unwissenden Gerät, und es scheint, als kämen gerade die großen Dinge aus der Dunkelheit der unerforschbaren Ratschlüsse. Übrigens müsste man sich wieder davon überzeugen, dass diese Art, Geschichte zu tun, nicht leicht ist und auch nicht sehr bequem; und dass sie sicherlich schwieriger und anspruchsvoller ist als die Arbeit der Praktiker des täglichen Lebens; auch als die der Theoretiker und selbst als die der Denker, obschon doch diese auch die Dinge in etwa vorantreiben. Es ist wohl eine Arbeit, an der der Arbeiter leicht zugrunde geht, da sie meist als letzten Einsatz das Opfer verlangt. Und doch wären uns solche Führtäter nötiger als all die Beschäftigten, jedem einzelnen von uns, und vorab unserem armen, an allen Nöten der Seele und des Leibes leidenden Volke. Vielleicht war der eigentliche Beruf dieses Volkes einmal einer der härtesten und doch größten Gedanken des Schöpfers, ein Gedanke, der nur die Wahl zwischen dem Höchsten und dem Tiefsten ließ; wenigstens versteht es dieses Volk nicht, in seinen Lastern schön zu sein und in seinen Tugenden häßlich; aber heute fällt es von diesem Beruf Stufe um Stufe herunter. O ja, wir brauchten große und starke Führtäter, die unsere Sache mit ihrer ganzen Kraft führten, so wie Christus in der Nacht auf Karfreitag mit dem Vater rang, dass er der Welt den Tod des Menschensohnes ersparen möge.

Zum Schluss dieser bescheidenen und ohne Systematik vorgetragenen Einfälle muss noch gesagt werden, dass sich damit keine ►

theologischen Absichten verbinden. Nicht nur deshalb, weil dem Verfasser diese hohe Wissenschaft unbekannt ist und er sich von ihr belehren lassen müsste, sondern weil die Absicht selbst ganz unwissenschaftlich ist: sie zielt auf die Lehre, und der Schüler der Lehre fragt ja gar nicht: „Was ist dieses?“ oder: „Wie definiert sich das?“ sondern er fragt ganz schlicht: „Was muss ich tun?“ Während die Wissenschaft eine Wahrheit sucht und feststellt, sucht die Lehre einen Antrieb und Auftrieb und ihr Schüler die Führung. Es schmerzt uns aber heute sehr tief, dass diese Lehre, die doch ebenso hoch und ebenso wichtig wäre wie die Wissenschaft, bei uns in keinem guten Stand ist; man meint manchmal sogar allen Ernstes, die Fragen dieser Schüler ließen sich als nachgeordnete Praxis aus den Begriffen der Wissenschaft „ableitend“ beantworten, während es doch die schwere Arbeit der religiösen Meister, der

Charismatiker, sein müsste, die Seelen zu führen.

So bleibt das Gesagte also zu ergänzen und zu verbessern durch die Wissenschaft, aber nicht dadurch zu ersetzen. Hat doch der Herr auch gesagt: Ich bin der Weg; und diesem Herrenwort sollten wir in Zukunft besser zu dienen versuchen. Man kann eine Lehre aber sehr wohl kritisieren durch den Nachweis der Verführung, indem man dartut, dass ihre Richtung, ihre Gestalt und Geste, der Sinn ihrer Worte irreführt, wenn sie auch jedes für sich die reine Wahrheit enthalten; denn die Lehre darf nichts behaupten, sondern nur darum sorgen, dass das Nötige und das zum Heil Führende richtig geschehe. So bitten wir denn schließlich die Weggenossen um Zurechtweisung.

■ Rudolf Schwarz

Kurzbiographie

Rudolf Schwarz (1897 - 1961)

1897	geboren in Strassburg – Elsass	1927-1934	Direktor und Professor der Kunstgewerbeschule Aachen
1923	Dr. Ing. an der Techn. Hochschule Berlin	1946-1952	„Generalplaner“ für den Wiederaufbau der Stadt Köln
1923-1924	Mitarbeiter bei Hans Poelzig	1946-1961	Freischaffender Architekt
1924	Burgbaumeister von Burg Rothenfels	1951	Heirat mit der Architektin Maria Lang
1927	neben J. Aussem und R. Guardini Mitherausgeber der „Schildgenossen“	1953-1961	Professor für Städtebau und Kirchenbau an der Kunstakademie Düsseldorf
1925-1927	Lehrer an der Kunstgewerbeschule Offenbach – Zusammenarbeit mit Dominikus Böhm	1955	Mitglied der Akademie der Künste Berlin
		1961	gestorben in Köln

Lichtes Dunkel – gestalteter Raum

**Von der
Architektonik
der Seele**

**„Der Zweck des
menschlichen Lebens
ist es, eine Architektur
in der Seele zu schaffen.“
(Simone Weil)**



Weisheitslehren ist die Metaphorik des Wohnens zentral: einheimisch werden unterwegs, „Nachtherbergen für die Wegwunden“ (Nelly Sachs), Räume der Sammlung und Orientierung, ex oriente lux. „Daher kommt es, dass der gesamte Weltenbau zu einem gewaltigen Licht wird, das aus vielen Teilen wie aus vielen Lampen zusammengefügt ist, um die reinen Erkenntnisbilder der irdischen Dinge zu offenbaren und mit den Augen der Vernunft auf-

zunehmen. Die göttliche Gnade und die Kraft der Vernunft wirken dabei in den Herzen der Gläubigen wissend zusammen.“ (Scotus Eriugena) Oder: „Die Griechen behaupten, dass Daedalus der Erfinder des Bauens von Wänden und Dächern sei. Er wiederum soll das Bauen von Minerva gelernt haben. Die Handwerker oder Künstler aber nannten die Griechen tektonas, d.h. Baumeister. Architekten aber sind die Maurer, die die Fundamente einteilen... zum Bauwerk gehört dreierlei: Plan, Bau und Anmut.“ (Isidor von Sevilla)

„Unter den Künsten stehen die der Weisheit näher, die nach den höheren, übersinnlichen Ursachen zielen, wie die Kunst der Architektur der Weisheit ähnlicher ist als die sonstigen...“ – eine Notiz nicht zufällig aus mittelalterlicher Metaphysik (Albertus Magnus). Architektur schon vom Wortsinn her, von der Lebenserfahrung erst recht, leuchtet ein, wie wichtig es ist, ein Dach über dem Kopf zu haben, ein Lebenshaus. In Zeiten der Flüchtlingsströme und der vielen seelisch Obdachlosen wird erfahrbar, wie irrlichternd der unbehauste Mensch unterwegs ist jenseits von Eden, im Land Nod (der Flüchtigkeit, der Flucht). Noch im kleinsten Eigenheim (oder dem Wunsch danach) meldet sich diese religiöse Sehnsucht nach Bleibe, nach Behausung – ein Obdach für Seele und Leib und Geist.

I.

Architektur entspringt historisch religiösen Bedürfnissen. Das Weltenhaus im Ganzen ist zu weitläufig, Firmament oben und unten sind zu weit auseinander. Wer verliert sich nicht in diesem Welt-Raum dazwischen! Also gilt es, den Himmlischen ein Haus auf Erden zu bauen – den Irdischen den Raum zu schaffen für die Begegnung mit den Göttern: templum, ausgegrenzter heiliger Ort der Begegnung und des Austauschs. Die kosmische Vierung im Weltquadrat bedarf der Komplexitätsreduktion, der Kon-kretion in der Vierung des Tempelbezirks, in der Vierung des heiligen Raums. Das Gotteshaus wird zum Inbild des Weltenhauses. Kon-Templation (Einwohnung) wird möglich. In allen Religionen und

II.

In der Geschichte des christlichen Kirchenbaus ist die zisterziensische Reformbewegung ein höchst produktiver Einschnitt. „In der Mitte der Lichtung, in der Mitte der Einfriedung ist das Kloster das Abbild des wiedererschaffenen Paradieses. Ein Bereich, in dem sich die Zähmung des weltlichen Chaos vollendet, wo alles Kosmische wieder geordnete Sammlung, musikalischer Akkord ist. Von dieser letzten Befreiung, der wiedergefundenen Fülle zeugt bereits die Form des Baus. Der Bau ist quadratisch wie die Stadt Gottes, und diese Quadratur erinnert den meditativen Geist an die vier Ströme des Gartens Eden, die vier Quellen, die die vier Evangelien sind, die vier Kardinaltugenden und schließlich die ursprüngliche Vier-Einigkeit, die dem Wesen Gottes innewohnt.“ (Duby 128). Neuplatonische Lichtmetaphysik, christliche Liebesmystik und künstlerische Reduktion der Formenvielfalt finden hier zu einer höchst originellen und folgenreichen Synthese – und

sind zusammen mit den Klosterschulen von Chartres und St. Viktor in Paris der wichtigste Beitrag zur Entstehung der Gotik (als Kunstgestalt und Lebensform). Licht, Farbe und Zahl sind die entscheidenden Orientierungspunkte dieser Mystik und Ästhetik. Das Licht ist nicht länger primär im Kontrast zum Dunkel, sondern universale Ausstrahlung und Verbreitung. „In deinem Licht sehen wir das Licht“ (Ps 36,10) – diese Summe biblischer (und griechischer) Welterfahrung gewinnt hier besondere Radikalität: Diaphan ist die Welt im Ganzen – und Liebesmystik ist nichts anderes als „wunderbare Vermischung und Durchdringung der erleuchteten Seele mit dem höchsten Licht“ (Assunto 96). „Licht, Proportion und Eurhythmie der Eins gewordenen Vielfalt“ (101) führen zu einer Revolution der Lebens- und Anschauungsformen: sprichwörtlich werden die Kirchen der Zisterzienser durch ihre reine Materialität und Lichtkunst; nichts mehr von der romanischen Mystik des Schreckens mit ihren gigantischen Mauerwerken der Abschottung und ihren Dämonologien der Abschreckung. Heftig polemisiert Bernhard von Clairvaux gegen solches Vielerlei im Sog der Gottesangst und Weltflucht. Die unsichtbare Schönheit Gottes soll sich stattdessen abbilden in einem Raum der Stille und des Lichts, der „keinen Schrecken einflößt sondern labt, die ruhelose Wissbegier nicht anregt, sondern beruhigt, die Sinne nicht ermüdet, sondern befriedigt.“ (96). Deshalb auch – gegen den befreundeten Zeitgenossen Suger von St. Denis – das Verbot und der Verzicht der farbigen Glasfenster. Es genügt völlig die wechselnde Färbung des Lichts, die der Stein im Inneren der Kirchen zu den verschiedenen Stunden des Tages annimmt, um den festlichen Charakter des Daseins vorscheinen zu lassen und mitten im Gotteshaus einen Vorgeschmack dessen zu geben, was der Mensch von Angesicht zu Angesicht an der reinen Quelle allen Lichtes finden wird. Maß und Proportion wie eh und je, aber nunmehr der Rhythmus des Lichts in allem – übrigens auch in der Sprache: „Ein neues Bild in der Redefigur / ergibt einen neuen Sinn. / Eine neue Färbung (novus color) in der Wortverbindung / ergibt einen neuen Satz“ (dichtet der Zisterzienser Alanus ab insulis über den „Rhythmus der Inkarna-

tion Christi“). „In der ästhetischen Kultur des gotischen Mittelalters, die auf neuen Interpretationen des christlichen Platonismus beruht, fällt die Schönheit der Materie mit ihrer Aufnahmefähigkeit für das sich als Farbe manifestierende Licht und gleichzeitig mit ihrer Anpassungsfähigkeit an die Zahlen- und Harmoniegesetze zusammen. Die Schönheit der Materie hervorheben heißt nun, sie derart bearbeiten, dass ihre verborgenen Licht- und Farbqualitäten in den Vordergrund treten, und zugleich soll sich in einleuchtender Weise die Gefügigkeit der Materie gegenüber der Harmonie der Räume, Flächen und Zahlen offenbaren.“ (102). Ein paradoxes Zusammenspiel von Verstofflichung und Entstofflichung der Materie, vom Zusammenklang von Geist und Materie, von Gott und Welt im Gotteshaus. Alles steht im Dienst „der aufmerksamen und getreuen Verherrlichung der natürlichen Wirklichkeit, die in sich selbst schön ist“ (100f). Wie die vielen Farben im reinen Licht eingefaltet und „aufgehoben“ sind, wie umgekehrt das Licht sich erst in der Vielfarbigkeit der Dinge konkret zeigt, so geht es um die vielfältige Einheit und Wiedervereinigung der Wirklichkeit, die als solche immer erst zur Einheit strebt. Wegen der zentrifugalen Wucht des Innenraumes braucht es die Strebepfeiler von außen, die im Gegenzug die Homöostase des gott-menschlichen Lebenshauses ermöglichen und im Gegendruck zusammenhalten. Wer zisterziensische Kirchen – zumal im Kontext der ganzen Klosteranlage, die denselben Kunstprinzipien von Licht, Farbe und Zahl folgt – begeht, betritt in diesem Sinne eine andere Welt – oder besser: die wahre Welt mitten in der falschen, den Kosmos Gottes mitten im Chaos des sündhaft verwilderten Jenseits von Eden, wahre und neue Schöpfung mitten in der alten, Abbild des Himmlischen im Irdischen. Immer sind dabei liturgische Konzeptionen im Spiel; Kirchenreform und Kirchenbau sind Ausdruck und Prägegestalt bestimmter Lebens- und Glaubensformen: Lichtmetaphysik und kontemplative Schau, Raum der Stille und praktizierte Sammlung (Kontemplation), Liebes- und Vereinigungsmystik im gemeinschaftlichen liturgischen Tun wie in persönlicher Heiligung, christliche „Ästhetik der Existenz“, Kirchenbaukunst und Lebenskunst.

III. Architektur der Seele

„Im transzendenten Bereich gibt es eine Architektur der Vorstellungen und Begriffe. Einige muss man in den Vordergrund stellen, andere im stummen, geheimen, dem Bewusstsein unbekannten Teile der Seele ansiedeln. Einige muss man in der Einbildungskraft ansiedeln, andere im ganz und gar abstrakten Verstand, wieder andere in allen beiden... Diese komplizierte und schwierige Architektur, die auch in denen, die man die Einfachen nennt, wirkt, wenn sie sich der Heiligkeit annähern, ist es, wodurch eine für das Heil bereite Seele erbaut wird.“ So notiert Simone Weil in ihren Überlegungen zur Inneneinrichtung des Menschen, zur Lebensgestalt(ung), zur Architektur also nicht nur der (äußeren) Räume, sondern der Existenz (104). „Eine Architektur in die Tiefe“ sei gefordert, „frei von den Erträgen des Handelns“, im Seelengrund also, im Raum schöpferischer Absichtslosigkeit und göttlicher Präsenz. Es gilt also, die „Länge und Breite, Höhe und Tiefe“ der Wirklichkeit im Ganzen zu vermessen (vgl. Eph 3,18). Nicht zufällig spricht die Astrologie von Häusern, auch die Esoterik spricht vom Haus der Arbeit, vom Haus der Liebe etc. Die Ursehnsucht ist, in diesem Sinne nach Hause zu kommen und daheim zu sein. In diesem Sinn ist alle Kirchenbaukunst Abbild des himmlischen Jerusalem (wie z.B. der Limburger Dom).

Weltenhaus und Lebenshaus, Weltquadrat und Kirchenvierung – das makrokosmische Gefüge findet Resonanz im mikrokosmischen und umgekehrt: uralte ist die Metaphorik des Wohnens und Bauens auch für die Seele, für den einzelnen Menschen in der Dynamik seines Lebensgestalt(ung). Erbaulich sein, wortwörtlich, ist alles. Die heilige Vier des Mandalas, wie sie neuerdings aus asiatischer Spiritualität und tibetanischer Religiosität hierzulande beerbt wird, ist in zisterziensischer Mystik selbstverständlich: das Haus der Weisheit, das die Kirche ist, wird konkret im weisheitlich gestalteten Leben, in der Gastlichkeit für den lebendigen Gott, seinen geliebten Jesus und dessen Brüder und Schwestern. Dass Weltenraum wie Kirchenraum die Seele derart befrieden können, hat seinen Grund in der Vierung der Seele selbst, in ihrer Mandala-Gestalt. Also auch hier diese „Mystik der Lee-

re“ von allen egozentrisch vergegenständlichten Bildern, Gedanken und Gefühlen, diese Spiritualität absichtsloser Reinheit und radikaler Diaphanie. „Selig, die reinen Herzens sind“. Später wird Meister Eckhart das Bild vom Seelenbürglein aufrufen. Klassisch wird das Bild dann ausgestaltet im Alterswerk von Teresa von Avila: die Seele, die Lebensgestalt des Menschen ist Tempel des Heiligen Geistes, kristallener Palast, schönste Architektur voll flutendem Licht und reinsten Gottdurchlässigkeit, inkarnatorisch und österlich durch und durch, erklärend und wandelnd. Diese „Innenwelt der Außenwelt der Innenwelt“ will gestaltet sein. „Dieser ganze Innenraum der gott-menschlichen Beziehungen hat seine eigene Architektur“ (196): Alfred Delp denkt dabei an die wechselseitige adventliche Suchbewegung von Gott und Mensch in der Intimität ihrer Biographie. Solche „Architektur der Seele“ hatte, auf ihre Weise und in Gestalt schon postmoderner Gebrochenheit und Fragmentarität, Simone Weil im Sinn.

Weltenhaus, Lebenshaus, Seelenhaus. Bernhard von Clairvaux fasst es in seinen Auslegungen zum biblischen Hohenlied der Liebe (XXIII 16) einmal so zusammen: „O wahrhaft ruhiger Ort, den ich würdig erachte, ein Ruhegemach genannt zu werden. Hier erblickt man nicht einen Gott, der von Zorn erregt oder von Sorgen erfüllt zu sein scheint, sondern sein Wille erweist sich hier als gut, wohlgefällig und vollkommen. Diese Schau flößt keinen Schrecken ein, sie tut vielmehr gut. Sie regt die ruhelose Wissbegier nicht an, sondern beruhigt sie. Sie ermüdet die Sinne nicht, sondern befriedet sie. Hier herrscht wahrlich Friede. Der stille Gott stillt alles, und den Ruhenden betrachten ist ruhen...“

■ Gotthard Fuchs

Literatur:

- Rosario Assunto, Die Theorie des Schönen im Mittelalter, Köln 1982
Alfred Delp, Gesammelte Schriften IV, Frankfurt 1984
Georges Duby, Der heilige Bernhard und die Kunst der Zisterzienser, Stuttgart 1981
Simone Weil, Cahiers / Aufzeichnungen -IV, München 1992 ff.

Der Club der Atheisten, Eine Erinnerung

Meine Jugend verbrachte ich in der Klosterschule. Wir trugen schwarze Kutten, besuchten jeden Morgen die Messe, und die Klostermauer, wie ich viele Jahre später, als ich in Westberlin lebte, eines Tages nachgemessen habe, war genauso hoch wie die Mauer zwischen den beiden deutschen Staaten. Wer beim Überklettern erwischt wurde, erhielt das consilium abeundi, id est, er flog raus, und natürlich ereilte diese strengste aller Strafen auch den, der gegen die religiösen Gebote verstieß. Im

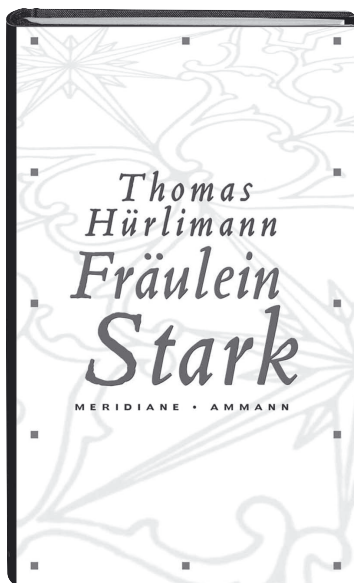


© Isolde Ohlbaum

sche-Wort beschriftet: Die Religion sei der „Wille zum Winterschlaf“. Ich beugte mich über den Kraterrand und sah zu, wie der Papierflieger in Kreisen hinunterschaukelte, wie er, von der Wärme der betenden Masse getragen, wieder ein wenig Höhe gewann und nur langsam tiefer ging, kleiner werdend, ein heller, schließlich verschwindender Punkt.

Noch sah ihn niemand. Die Zöglinge, die Präfekten, das Wallfahrtsvolk – alle schauten andächtig nach vorn, wo der Priester gerade die Hostie hob, hoc est corpus (woraus das noch nicht aufgeklärte Volk seine Zauberformel ableitete: Hokuspokus. Aus dem leeren Zylinder flattern Tauben.), das ist mein Leib. Der Papierflieger landete, und er schlug ein wie eine Bombe! Am nächsten Sonntag kam wieder ein Satz geflogen, wieder bestand ein Zögling die Aufnahme in den Atheistenclub, und es soll mir bitte niemand sagen, man könne mit Literatur nichts bewirken! Ich habe erlebt, was ein einziges Blatt Papier, richtig gefalzt und beschriftet, in einer vollen Klosterkirche ausrichten kann. Zwei Jahre später, Anno 68, besetzten wir das Rektorat und verbrannten unsere Kutten. Wir verlangten freien Ausgang, Pommes frites wollten wir essen und Cola trinken und die Stones hören.

Der Moment, da ich merkte, etwas bewegt, etwas verändert sich, gehört zu den schönsten meines Lebens. Aber ich will nicht verschweigen, dass mich hie und da ein sonderbares Heimweh überfällt. Gewiß, ich lebe bequem und ohne Furcht. Aber eben, ich lebe in der Fläche, und immer öfter fehlt mir der Überbau, die schwindelerregende Kuppel, zu der ich, mal dankbar, mal wütend, aufblicken kann. Meine metaphysischen Antennen zap-peln ins Leere.



Alter von fünfzehn Jahren gründeten wir einen Atheistenclub. Wer Mitglied werden wollte, musste eine Aufnahmeprüfung bestehen, und weil das auch für uns galt, das Gründungskomitee, stieg ich an einem Sonntag, während unten in der Kirche das Hochamt zelebriert wurde, mit klopfendem Herzen in den von Tauben durchflatterten Dachstuhl der Klosterkirche hinauf, kletterte auf die Außenwölbung der sogenannten Weihnachtskuppel, robbte mich an

eine kleine, kraterähnliche Öffnung heran, und dann – mein Herz rast jetzt – stieß ich durch den Zenit der Kuppel ein Papierflugzeug ins Kirchenschiff hinunter. Seine Flügel waren mit einem Nietz-

■ Tagungshinweis

Der Scholastiker und die Psycholeichen
Der Autor Thomas Hürlimann

Rothenfelser Literarische Gespräche
Mit Prof. Dr. Erich Garhammer, Prof. Dr. Hans-Rüdiger Schwab und
Thomas Hürlimann
Vom 10.06. - 12.06.2005

Info und Anmeldung über die Verwaltung der Burg Rothenfels
oder unter www.burg-rothenfels.de

■ Thomas Hürlimann, Das Holztheater,
Geschichten und Gedanken am Rand,
© Ammann Verlag 1997, S. 14-16

Die Saat der Stille

Vom Schweigen als Lebensgrund

Aus den ersten 30 Jahren des Lebens Jesu ist uns nur ein Wort (aus seiner Pubertätszeit) überliefert:

Wusstet ihr nicht, dass ich in dem sein muss, was meines Vaters ist (Lk 2,49)? Dreißig Jahre – und nur ein Wort des inkarnierten Wortes. Mehr war im Grund nicht zu offenbaren. Und tatsächlich: Das Leben Jesu und erst recht seine Passionsgeschichte ist von einem Schweigen durchzittert. Das ewige Wort ist kein Schwätzer. Es drückt sein Wesen aus.

Ähnlich sind auch unsere heutigen Texte, die fast allzu bekannten, fast abgedroschenen, von einem feinen Schweigen unterfangen und durchzogen. Sie kommen von fern her, sind aus dem vernehmenden, einsamen und gemeinschaftlich ausgetragenen Schweigen der Urkirche geboren und wollen still bedacht und ertastet sein: wie der Mutterboden den Samen beherbergt, sprossen lässt und fruchtend freigibt. Deshalb hier einige schüchterne Worte zu den Schichtungen und Schwingungen des Schweigens als dem Wesen des Lebens und der Religion.

Im Schweigen erahnen wir,
wie einsam wir sind,
abgründig einmalig, all-einig,
eine Welt, die kaum mitzuteilen ist,
selbst in einer Ehe oder
einer Freundschaft nicht.
Eine Welt,
die mit sich selbst nicht zurande kommt.



Schweigen scheint der Anfang, die Wiege und das Ende allen Seins zu sein, das Umfassende. Es ist, als ob der Schlaf das Leben, der stille, allgewaltige Horizont das Schauen, der Resonanzkörper des Cellos oder der Gitarre den Klang und der Mutterboden das Wachstum der Nahrung ermöglichte. Tiefer noch: Im Schweigen erahnen wir, wie einsam wir sind, abgründig einmalig, alleinig, eine Welt, die kaum mitzuteilen ist, selbst in einer Ehe oder einer Freundschaft

nicht. Eine Welt, die mit sich selbst nicht zurande kommt. Unser Leben ist gleichsam zu voll und zu arm, überfordert und überfordert.

Aber inmitten all dieser Gemengelage mag es im Horchen, Nachdenken, Austragen unseres Lebens uns aufgehen, dass unsere Tiefe nicht verkarstet und öde ist, sondern bewässert. Ja, dass wir selbst das einzige, das entscheidende Wort sind, das Gott an uns gerichtet hat – uns an- und zugetraut, uns zugedacht und auch zugemutet. Wir sind gleichsam wie eine Flaschenpost, die an den Strand unserer verlorenen Existenz gespült ist, und wir brauchen ein unendlich langes Leben, bis wir sie entkorkt und entziffert haben. Vielleicht ist das die einzige Bedeutung der Tatsache, dass wir siebzig, achtzig, neunzig Jahre alt werden müssen, und wir kommen mit uns an kein Ende.

Jeder Mensch ist Mönch, Monade, Fingerabdruck des Himmels. Aus solchem Schweigen und in einer solchen Stille berühren wir die Einsamkeit des Anderen, wissen uns trotz allem einander zugehörig. Zunächst meinen wir als selbstbewusste Individuen, wir seien gemeint. Nur selten fragen wir: Was ist mit mir gemeint? Was kann, soll, darf ich tun, den anderen bedeuten, darstellen, mit meiner Existenz verheißen und erschließen? Wo ist es mir aufgetragen zu verstehen, wem soll ich ►

Die Saat der Stille

mein Ohr leihen, gar Gehör schenken, ganz Ohr sein, von innen verstehen, wessen Existenz mittragen und auf mich nehmen? Und wo und wie soll ich mich bis zu meinem Grunde aussprechen, bejahen, mich binden, vergeben, versprechen, Vergangenheit und Zukunft wandeln? Wo soll die von mir absehende Freiheit sich verwirklichen? Wo soll ich Leben bezeugen und gutheißen? Das meiste geschieht hier schweigend, überträgt sich ohne Kommentar. Und es ist manche Ent-Sagung und das Eingeständnis unseres Versagens nötig, bis wir einander leiden mögen, gar aneinander Freude gewinnen.

In einem solchen Raum des Schweigens werden wir auch daran erinnert, wie verhärtet wir sind, zerstreut, verirrt, abgestanden und banal. Ja, wie das Böse in seiner Radikalität im Grunde nur die sich in sich verkriechende Banalität ist. Aus solcher Banalität des Bösen entsteht das ungute Schweigen, das verbohrt und verhärmt verstummen, auch das verlegene, verklemmte Schweigen, das meist zwischen uns herrscht, das maskenhafte, gar hinterhältige, verkastete. Wie viele Ehen, Familien, Gemeinschaften und Lebensgeschichten verenden daran!

Gott ist kein Bauchredner,
kein Dozent, der alles wüsste
und breitträte,
auch kein Schalk, kein Gott-Schalk,
weder ein mittelalterlicher Mönch,
der sich in die Abgründe der Gnade
vergrübelte und verstritte,
noch ein scheinbar ewig junger,
blondgelockter Unterhaltungskünstler.

Da empfehlen die heutigen Lesungen eine andere Art des Schweigens, eines schöpferi-

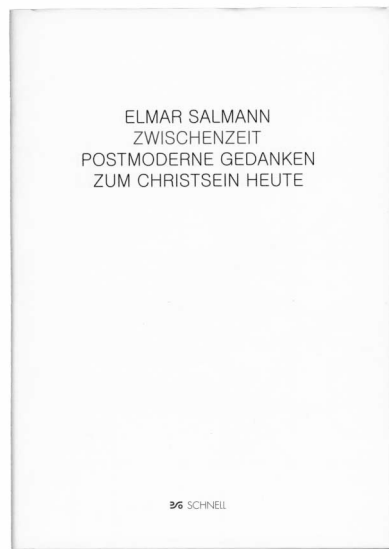
schen Schweigens: das Seufzen, Hören und Jubeln; die Existenz so vor Gott zu tragen, dass sie leuchtet, eine Klage, ein Seufzen, das nicht aus Larmoyanz oder Ressentiment gebaut ist, sondern aus dem Wissen, wie belastend jede Existenz ist, wie vom Leid gezeichnet. Und da ist aber auch ein jubelnder Dank, ein Staunen über das, was mir gewährt ist,

wie mein Leben sich trotz und in allem fügt. Und wie es gleichsam eine Pfütze ist, in der sich das Licht spiegelt und die Vögel des Himmels baden. Jeder von uns ist sogar ein Gleichnis, eine Parabel des Wesens Gottes.

Und welcher Gott erscheint nun in solchem Schweigen? Berühren wir in ihm nicht seine Tiefen? Ist das Wesen Gottes selbst nicht ein Kreislauf von Schweigen und Wort, Macht und Güte, Anheimgabe und Empfangen, Reden und Antwort? Gott ist kein Bauchredner, kein Do-

zent, der alles wüsste und breitträte, kein Politiker, der sich zu allem äußerte, kein Lehramt, welches das Mysterium definieren könnte und die Ketzer ausschliesse; auch kein Schalk, kein Gott-Schalk, weder ein mittelalterlicher Mönch, der sich in die Abgründe der Gnade vergrübelte und verstritte, noch ein scheinbar ewig junger, blondgelockter Unterhaltungskünstler. All das ist er nicht. Sein Wesen ist schweigendes Aufnehmen dessen, was sich für uns ausschließt, schweigend-liebendes Einverständnis, das ist gleichsam seine Musikalität, sein Atemraum.

Dieses schweigende Wesen, das zwischen den göttlichen Personen waltet und das sie einander zusprechen, wird in der Offenbarung nicht gebrochen, sondern erschlossen, aufgetan. Es wird auch nicht ausgeplaudert, sondern in seinem wohltuenden Geheimnis kund- und uns nahegelegt. Deshalb ist es am Anfang und Beschluss etwa der Dialoge Platons und aller Evangelienabschnitte so, als ob das Schweigen selbst redete, sich uns zuspräche und uns daran erinnerte: Du bist gar



nicht gemeint; gemeint ist, was in dir und an dir Licht gibt und Leben bezeugt.

Die Texte des Wortgottesdienstes am 15. Sonntag im Jahreskreis im Lesejahr A:

Jes 55, 10-11: „Denn wie der Regen und der Schnee vom Himmel fällt und nicht dorthin zurückkehrt, sondern die Erde trinkt und sie zum Keimen und Sprossen bringt, wie er dem Sämann Samen gibt und Brot zum Essen, so ist es auch mit dem Wort, das meinen Mund verlässt: Es kehrt nicht leer zu mir zurück, sondern bewirkt, was ich will, und erreicht all das, wozu ich es ausgesandt habe.“

Röm 8,18-23: „Ich bin überzeugt, dass die Leiden der gegenwärtigen Zeit nichts bedeuten im Vergleich zu der Herrlichkeit, die an uns offenbar werden soll. Denn die ganze Schöpfung wartet sehnsüchtig auf das Offenbarwerden der Söhne Gottes. Die Schöpfung ist der Vergänglichkeit unterworfen, nicht aus eigenem Willen, sondern durch den, der sie unterworfen hat; aber zugleich gab er ihr Hoffnung: Auch die Schöpfung soll von der Sklaverei und Verlorenheit befreit werden zur Freiheit und Herrlichkeit der Kinder Gottes. Denn wir wissen, dass die gesamte Schöpfung bis zum heutigen Tag seufzt und in Geburtswehen liegt. Aber auch wir, obwohl wir als Erstlingsgabe den Geist haben, seufzen in unserem Herzen und warten darauf, dass wir mit der Erlösung unseres Leibes als Söhne offenbar werden.“

Mt 13,1-9: „... Jesus sagte: Ein Sämann ging aufs Feld, um zu säen. Als er säte, fiel ein Teil der Körner auf den Weg, und die Vögel kamen und fraßen sie. Ein anderer Teil fiel auf felsigen Boden, wo es nur wenig Erde gab, und ging sofort auf, weil das Erdreich nicht tief war: als aber die Sonne hochstieg, wurde die Saat versengt und verdorrte, weil sie keine Wurzeln hatte. Wieder ein anderer Teil fiel in die Dornen, und die Dornen wuchsen und erstickten die Saat. Ein anderer Teil schließlich fiel auf guten Boden und brachte Frucht, teils hundertfach, teils sechzigfach, teils dreißigfach. Wer Ohren hat, der höre!“

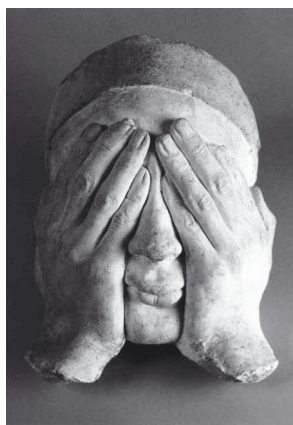
■ Elmar Salmann: Zwischenzeit.
Postmoderne Gedanken zum Christsein heute,
Verlag Schnell, Warendorf 2004, 195-198

Elmar Salmann
OSB

Geb. 1948 in Hagen. Studium der Philosophie, Literatur und Theologie in Paderborn, Wien und Münster. Eintritt in das Benediktinerkloster Gerleve/Westfalen. Seit 1981 Professor für Systematische Theologie und Philosophie an der Ordenshochschule S. Anselmo wie an der Gregoriana in Rom. Seine Hauptinteressen gelten dem Verhältnis von Moderne und Christentum, Mystik und Philosophie, Erfahrung und christlicher Symbolik.

Veröffentlichungen:

Neuzeit und Offenbarung, Rom 1986; Der geteilte Logos, Rom 1992; Contro Severino. Incanto e incubo del credere, Casale Monferrato 1996; Presenza di spirito. Il cristianesimo come gesto e pensiero, Padova 2000; Zwischenzeit. Postmoderne Gedanken zum Christsein heute, Warendorf 2004.



■ Tagungshinweis

Das Zeitliche segnen
– Rituale an der
Grenze des Todes

6. Rothenfelser
Liturgietagung

mit Prof. Dr. Benedikt Kranemann,
Prof. Dr. Herbert Vorgrimler,
Dr. Brigitte Enzner-Probst, Erhard Weiher,
Thile Kerkovius, Sr. Beate Maria OFm

16.02. – 18.02.2005

Info und Anmeldung über die Verwaltung der
Burg Rothenfels
oder unter www.burg-rothenfels.de

Reise in die Vergangenheit

**Das 1. Rothenfelser
Tanzsymposium als
erstaunlich kompakte
Tagung für Tänzer,
Amateure und Wissen-
schaftler zum Thema
„Morgenröte des Barock“ –
Tanz im 17. Jahrhundert**

Die Burg Rothenfels am Main gilt unter den Liebhabern Historischer Tänze als Geheimtipp. Wie ein wohlbehütetes Relikt aus früheren Zeiten thront die ehemalige Staufer-Festung mit ihrem gewaltigen Bergfried über Bayerns kleinster Stadt und wer einmal das Tor zur Innenburg durchschritten hat, wird unwillkürlich in den Sog dieser in sich ruhenden Anlage gezogen: Es ist ein Ort der Konzentration. Hier finden immer wieder Tanzworkshops statt, die – eingebunden in den festen Tagesablauf des Bildungs- und Tagungshauses, fernab von Verkehr, TV oder Internet – ein zunehmend seltenes Gefühl von Gemeinschaft und Kommunikation entstehen lassen. Viele kommen regelmäßig, um Wissen aufzufrischen oder neue Tänze aus dem 16., 17. oder 18. Jahrhundert zu erlernen. Der Internist Markus Lehner ist einer von ihnen. – Ihm ist ein Großteil an der Organisation des 1. Rothenfelser Tanzsymposiums vom 9. bis 13. Juni zu verdanken. In Zusammenarbeit mit seinem Freiburger Kollegen in Sachen „Historischer Tanz“, dem Verleger Uwe Schlottermüller (Hrsg. des Tagungsbandes; Info: fagisis@aol.com), wurde ein dichtes Programmgeflecht erarbeitet, das erstmalig (!) auf die Kombination von themenbezogenen, theoretischen Vorträgen mit praktischen Workshops zu den verschiedenen Stilen der Zeit Wert legte. Ein gewagtes Unterfangen, doch das Konzept ging zur großen Begeisterung aller ca. 120 Teilnehmer mehr als nur auf: In beiden Bereichen kamen vorwiegend Spezialisten zum Einsatz und



Nicolle Klinkeberg und Wijnand Karel

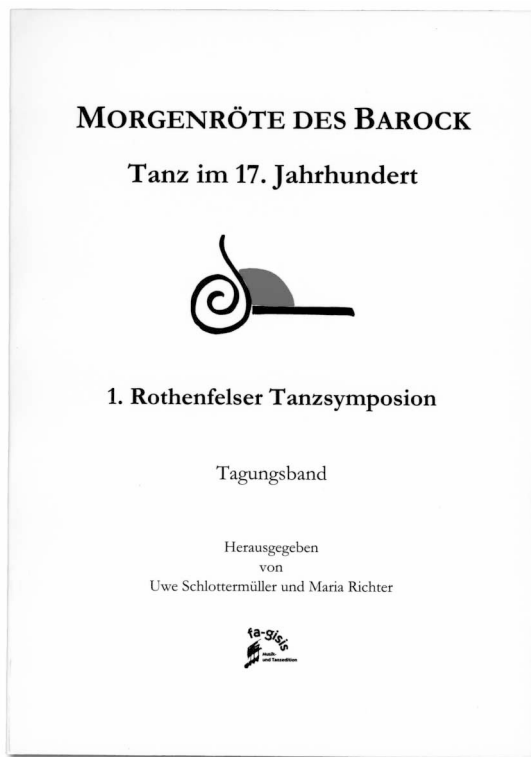
niemand konnte voraussehen, wie fruchtbar die Konfrontation der oft gut informierten Laien mit den Profitänzern und Wissenschaftlern für den Verlauf der Tanzkonferenz sein würde.

Eine klare Einteilung in Blöcke bestimmte den Rhythmus, wobei die Vormittage reserviert waren für die Beiträge der Referenten zu Themen der höfischen Repräsentation und Festkultur (Dr. Magdalena Gärtner), der Zivilisierung der Sitten durch die franz. „belle danse“ (Dr. Marie-Thérèse Mourey), den Hofballetten unter Königin Christina von Schweden (Peter Bohlin), dem Traktat des Braunschweiger Tanzmeisters Hugo Bonnefonds (Giles Wesley Bennett), den Grazer Tanzmeistern (Gudrun Rottensteiner), Historischem Tanz in Ungarn (Éva Faragó), dem Vergleich deutscher und franz. Tanzquellen (Dr. Stephanie Schroedter), dem „Lovelace“-Manuskript engl. Country-Dances (Prof. Carol Marsh), anstößigen Tänzen im 17. Jhd. (Prof. Dr. Rainer Gstrein), der Sarabande (Hannelore Unfried), der Courante (Jadwiga Nowaczek) und den „Barock-Castagnetten“ (Evelyn J. L. Puefken). Auf die eher intellek-

tuelle, manchmal sehr geschichtsfundierte oder bisweilen auch amüsante Auseinandersetzung mit dem sogenannten „Barocktanz“ folgte am Nachmittag mit je zwei Kursen und einem Tanzabend der mehr die Kondition und Fußgelenke fordernde Teil. Doch Achtung: Auch die so vergnüglichen Country-Dances eines Thomas Bray (Philippe Callens) können ein müdes Gehirn anstrengen. Wer schlecht memoriert oder sich die figurenmalenden Raumwege (z.B. in *The Lovers Luck*) nicht merken

kann, kommt schnell ins Schwitzen. Überraschend virtuos fielen die von Barbara Sparti ausgewählten Passagen aus dem soeben in einer Faksimile-Ausgabe erschienenen Manuskript des Mastro Santucci aus (Santucci, [Perugino], Ercole, Mastro da Ballo [1614]. Olms, Hildesheim 2004. Vorwort: Barbara Sparti). Die bisher so gut wie unbekannte Handschrift ist ganz offensichtlich ein wichtiges Bindeglied zwischen den beiden Tanzmeistern Cesare Negri (Tanzabend mit Veronique Daniels) und Fabricio Caroso. Einen Einblick in die stilistischen Unterschiede und technischen Nuancen der uns heute in Niederschriften verschiedener Tanzmeister überlieferten Balletti des Cinquecento gab Markus Lehner und brachte somit auch die Vorgeschichte des von Ken Pierce so meisterlich beherrschten Barocktanzes (Favier Notation in Theorie und Praxis) zur Sprache. Ein festlicher Ball in historischen Kostümen – als unterhaltsamer, „zeitver-rückter“ Höhepunkt der Tagung angelegt – bot noch einmal Gelegenheit zu Gespräch und Tanz.

Bedeutung und Tragweite des gelungenen Nebeneinanders von live gespielter Musik,



Tanz und Theorie hob die italienische Tanzhistorikerin Barbara Sparti im Schlussgespräch nochmals hervor, indem sie die szenische Präsentation des ehem. Berliner Tänzers Klaus Abromeit „Aber Johann Georg hat gesagt...“ Eine kommentierte Tanzstunde nach Johann Georg Pasch als wegweisend für die Tanzwissenschaft bezeichnete. Dies galt freilich auch für den 30-minütigen Auftritt der beiden Tänzer Nicolle Klinkeberg und Wijnand Karel aus

Utrecht. Unter dem Titel Östlich der Sonne, westlich des Mondes erzählten sie mit den Mitteln des höfischen Tanzes um 1600 sowie Volkstänzen aus Italien und Mazedonien den fiktiven Tagesablauf eines Paares von früher. Sie berührten das Fachpublikum durch ihre Anmut, Präzision, Dynamik und stringente Dramaturgie.

■ Vesna Mlakar

■ Tagungshinweise

Tanzen wie der Sonnenkönig
Barocktanz zum Kennenlernen I
mit Beate Knobloch und Andrea Baur
21.01. – 23.01.2005

La Redoute – Gesellschaftstänze um 1800
mit Wolfgang Busch und Karin Feneberg
18.03. – 20.03.2005

Zwischen Renaissance und Barock?
Santuccis „Mastro da Ballo“
Historischer Tanzkurs
mit Markus Lehner und Angelika Oertel-Beuse
08.04. – 10.04.2005

Info und Anmeldung über die Verwaltung der Burg Rothenfels
oder unter www.burg-rothenfels.de

Für Sie vorgestellt

Otmar
Traber



Otmar Traber, geboren 1954 im südbadischen Kippenheim, hat eine klassische katholische Sozialisation hinter sich: Ministrant, Oberministrant, Jugendleiter, Kirchengemeinderat, Studium der Theologie, Philosophie und Erziehungswissenschaften (Freiburg), verheiratet 3 Kinder, seit 1984 Leiter des katholischen Bildungswerks in Ludwigsburg, um das alles selbstbewusst und gesund durchzustehen seit 1991 Solo-Kabarettist. ([www. Otmar-Traber.de](http://www.Otmar-Traber.de))

Nach Fortbildungen in TZI und Transaktionsanalyse entwickelt er ab 1994 zusammen mit seiner Frau Paarkurse (Wir tun uns gut, Ich hab Lust auf Dich, Achtsamkeit in der Partnerschaft, Sommerwoche für Paare, Jahresgruppe für Paare).

Für ihn es wichtig in einer zunehmenden anonymen und individualisierten Gesellschaft, Paaren einen Gesprächs- und Erfahrungsraum anzubieten und vor allem die solidarisch unterstützende Wirkung einer Paargruppe für den eigenen Wachstumsprozess als Paar, als Mann und Frau kennenzulernen. „Hebammendienst“ nennt er dies, denn die je eigene Partnerschaft zur Welt zu bringen, bleibt die lebenslange Aufgabe.

Als Erwachsenenbildner in einem kirchlichen Bildungshaus sind ihm vor allem erlebnisorientierte Vater-Kind-Projekte ein Anliegen und die Konzeption erfahrungsorientierter Bildungsangebote im Bereich tiefster Meditation und Spiritualität. ([www. kbw-ludwigsburg.de](http://www.kbw-ludwigsburg.de)).

Lioba
Burg-Traber



Lioba Burg-Traber, geboren 1953, ebenfalls in Kippenheim, studierte zunächst Musik und war als Konzertsängerin und Gesangspädagogin tätig. Durch

die Beschäftigung mit Stimme und durch die Erfahrung als Mutter von 3 Kindern wuchs das Interesse am Menschen. Nach verschiedenen körperpsychotherapeutischen Fortbildungen (Atem, Bioenergetik und Hakomi) entwickelte sich daraus eine spirituelle und beratende Arbeit mit Menschen.

Mit ihrem Mann, Otmar Traber, leitet sie Paarkurse und berät an ihrem Wohnort Benningen a.N. als Paarberaterin (systemische Ausbildung bei Hans Jellouschek und Marianne Walser) Paare in der Krise.

Beim Katholischen Bildungswerk in Ludwigsburg leitet sie Meditationsgruppen und ist Kursleiterin bei Fortbildungen zum Thema Atem, Stimme und Körper sowie Selbsterfahrungsgruppen für „Frauen und Sexualität“.

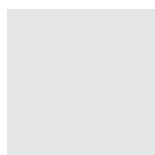
Die Kraft für meine Arbeit beziehe ich aus einer wunderbar unterstützenden Partnerschaft mit meinem Mann und aus dem Glauben, dass die göttliche Liebe sich in jedem Menschen zeigen möchte. Auf diesem Weg sehe ich mich als Lernende und „Dienende“.

■ Veranstaltungshinweis

Wir tun uns gut – ein Wochenende für Paare mit Otmar Traber und Lioba Burg-Traber

vom 22.07. - 24.07.2005

Info und Anmeldung über die Verwaltung der Burg Rothenfels oder unter www.burg-rothenfels.de



Mitglieder- versammlung

Bericht über die Mitgliederversammlung der Vereinigung der Freunde von Burg Rothenfels e.V. von Pfingstmontag dem 31.05.2004

Der Vorsitzende Dr. Meinulf Barbers **begrüßt** die **72** anwesenden **Mitglieder** und einige Gäste. Er gibt den **Bericht über die Vorstandsarbeit** des zurückliegenden Jahres:

Von knapp 1000 Mitgliedern Anfang der siebziger Jahre stiegen die **Mitgliederzahlen** auf über 1800 zu Ende der Achtziger, gingen dann aber zurück und lagen 1995 bei über 1600, 2000 bei 1350, 2003 bei 1242 und gegenwärtig bei 1226.

Der Vorstand bittet alle mitzuhelfen, verstärkt Mitglieder für unsere Vereinigung zu werben.

Der Vorstand dankt den ständig auf der Burg tätigen **Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern**. Frau Rosemarie Richartz und ihren Mitarbeiterinnen, Frau Christine Hans und den Mitarbeiterinnen in Küche und Hauswirtschaft, dem Burgwart Herrn János Wagner und seinem Stellvertreter Herrn Gotthold Beyhl, Herrn Erhard Roth, dem Werkmeister, mit dem Elektriker Herrn Alexander Hardt und den Zivildienstleistenden sowie dem Bildungsreferenten Joachim Hake.

Ein gutes Team von Angestellten ist hier auf der Burg für uns tätig und sorgt dafür, dass die Burg gastfreundlich und einladend bleibt. Die leitenden Mitarbeiter unterstützen die Überlegungen des Vorstandes mit ihrem Fachwissen bei den regelmäßigen Besprechungen auch in den Bau- und Sicherheitsfragen.

Weiterhin dankt der Vorstand den ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern: dem Burgpfarrer Gotthard Fuchs, den Mitgliedern des Burgrats, Elisabeth Ehring für die Mitgliederbetreuung, Hans-Jürgen Stallmeister für die Archivarbeit, Hildegard Offermann für die Arbeit im Bild-Archiv und Matthias Schröder für die Internetarbeit.

Albrecht Busch gibt den **Bericht des Schatzmeisters:**

2003 war für die Burg kein leichtes Jahr. Es galt, die Belegung zu halten und die Schulden (aus Amtshausumbau und Bau des Gartensaals) verstärkt zu tilgen.

Die Übernachtungszahlen liegen im Bereich Eigenveranstaltungen etwa gleich, im Bereich Fremdveranstaltungen deutlich niedriger, im Jugendherbergsbereich aber deutlich höher als im Vorjahr: Insgesamt **50 000 Übernachtungen**. Diesen Stand erreichte die Burg zuletzt 1996. Da die Verweildauer der Gäste zurückgeht, bedeutet dies erhebliche Mehrarbeit für unsere Mitarbeiter.

Die Einnahmen/Ausgabenberechnung wird vorgelegt. Diese Berechnung sowie das ausführliche Protokoll der MV kann nach voriger Anmeldung von Mitgliedern auf Burg Rothenfels eingesehen werden.

Bettina Herbst berichtet über **Bau und Sicherheitsmaßnahmen:**

Repariert und renoviert wurden: die Turmaußentreppe, die Metallbauwerkstatt, die Werkbänke in der Fidelbauwerkstatt, Innenräume im Torhaus, Vandalismusschäden in Bergfried, Tor und Zaun der Reigenwiese.

Zur Sicherheit wurden Übungen durchgeführt, zusätzliche Alarmsirenen eingerichtet, Dachböden von Brandlasten befreit, technische Anlagen turnusmäßig geprüft.

Folgende Projekte sind **in Vorbereitung:**

- Die Innenburg benötigt 2008 (lt. Immissionsschutzgesetz dürfen Teile der Anlage nicht länger betrieben werden) eine neue **Heizzentrale**. Das Volumen der Planung beträgt derzeit 380.000 Euro.
- Zudem eine **Brandmeldeanlage** mit automatischer Notrufschaltung an die Feuerwehr.
- Die **Sanierung der Reigenwiese** (Sportplatz) mit Drainage (ca. 50 000 Euro).

Das lässt sich in den nächsten Jahren nicht alles erwirtschaften, so dass wir um Spenden bitten werden müssen.

Es folgt der Bericht der Prüferinnen:

Inge Bogner und Inge Holstein stellen fest: Buchhaltung und Kassenprüfung sind äußerst korrekt und sorgfältig. Die Mittel werden sparsam und satzungsmäßig verwendet. Sie empfehlen die Entlastung des Vorstandes.

Es folgt die Aussprache über Berichte und die **Entlastung des Vorstandes** ohne Gegenstimmen bei Enthaltung der Betroffenen. Die beiden Prüferinnen wurden wiedergewählt.

Gerburg Crone gab den Bericht aus der Burgratsarbeit:

Der Burgrat traf sich im Berichtszeitraum drei Mal. Von 59 Tagungen sind 8 ausgefallen.

Einige Höhepunkte im Tagungsprogramm waren:

- Die Tagung "Kirche ohne Geld und Vertrauen. Was folgt nach McKinsey?" (Mittlerweile dokumentiert in konturen.rothenfelser burgbrief I-04)
- Die Rothenfelser Ostertagung 2003. Die Hälfte der ca. 260 Teilnehmer ist jünger als 18 Jahre. Trotz einer deutlichen Erhöhung der Tagungsgebühr zur Deckung der Kosten wird diese Tagung nach wie vor mit großem Engagement von den Teilnehmern mitgestaltet.
- Die Rothenfelser Pfingsttagung. Das 2002 eingeführte Konzept an Pfingsten zu vier verschiedenen Tagungen einzuladen, hat sich bewährt.

Die Konturen und unsere Internetseite werden ständig verbessert und haben unserer Arbeit eine bessere, auch werbende Darstellung nach außen gegeben.

Es folgt der Bericht des Bildungsreferenten Joachim Hake:

Die ausgefallenen Tagungen betrafen in 2003 in verstärktem Ausmass auch die theologischen Tagungen. Theologisch anspruchsvolle Tagungen gehören zur Tradition von Burg Rothenfels, haben es aber gegenwärtig (nicht zuletzt wegen des Trends zur Spiritualisierung des christlichen Lebens) schwer. Stabile Teilnehmerzahlen haben jene Tagungen, die zusätzlich zum Thema über die Vereinszugehörigkeit (so vor allem zu den Festen Ostern, Pfingsten, Silvester) zur Teilnahme motivieren. Die Veröffentlichungen der Burg (Jahresprogramm und vor allem konturen.rothenfelser burgbrief) erhalten durchweg ein sehr positives Echo.

Zuwahl zum Burgrat: Der Mitgliederversammlung stellten sich zur Zuwahl von drei Mitgliedern vier Kandidaten bzw. Kandidatinnen vor, für die folgende Stimmen abgegeben wurden: Michael Bongardt (57 Stimmen), Gudrun Kuhn (45 Stimmen), Gertrud Frank-Zilly (44 Stimmen), Susanne Stierle (39 Stimmen).

Der Burgrat wählte im Anschluß an die MV Michael Bongardt, Gudrun Kuhn und Susanne Stierle in den Burgrat zu. Zugleich bittet er Gertrud Frank-Zilly, bis zu den nächsten Wahlen beratend an den Sitzungen teilzunehmen.

Anträge lagen nicht vor.

Unter Punkt **Verschiedenes** werden Anliegen von Mitgliedern vorgebracht. U.a. wird die Verbesserung der Akustik im sanierungsbedürftigen Rittersaal gewünscht.

■ Mathilde Schaab-Hench

Zeit- schichten

ZeitSchichten – Ausstellung in Dresden 30.7. - 13.11.2005

Zum 100. Jubiläum des Handbuches der Deutschen Kunstdenkmäler von Georg Dehio ist 2005 eine Ausstellung zum Denkmalschutz in Deutschland geplant. Für das 19. Jahrhundert sind hier der Kölner Dom und die Wartburg als Beispiele vorgesehen, für die zwanziger Jahre des 20. Jahrhunderts die Umgestaltung von Burg Rothenfels durch Rudolf Schwarz.

Im Vorfeld dieser Ausstellung hat uns Herr Dr. Hans-Christian Feldmann von der Deutschen Stiftung Denkmalschutz angeschrieben und hat die Vereinigung der Freunde von Burg Rothenfels um Mitwirkung gebeten.

Der Vorstand der Vereinigung der Freunde von Burg Rothenfels e.V. hat dieser Bitte entsprochen und freut sich, dass die Darstellung dieses Abschnittes der Burrgeschichte, der für die liturgische Bewegung, Kirchenbau, Architektur und Denkmalpflege in Deutschland große Bedeutung hat, im Rahmen dieser Ausstellung und unter ihren Perspektiven Menschen anspricht, die Burg Rothenfels bislang nicht kennen.

Alle Freunde von Burg Rothenfels möchte der Vorstand schon jetzt auf diese Ausstellung hinweisen:

ZeitSchichten, Erkennen und Erhalten – Denkmalpflege in Deutschland –

Ausstellung vom 30. Juli bis 13. November 2005 in Dresden. Die Ausstellung ist täglich – außer dienstags – von 10.00 Uhr bis 18.00 Uhr geöffnet (Eintritt: Tageskarte 5,- €, ermäßigt 3,50 €, Gruppenkarte (ab 10 Personen) 3,50 €). Die Ausstellung wird im zweiten Obergeschoss des Dresdener Residenzschlosses präsentiert (Eingang Bären-gartenflügel).

Das Begleitbuch zur Ausstellung „ZeitSchichten. Erkennen und Erhalten – Denkmalpflege in Deutschland“ erscheint im Deutschen Kunstverlag, hat 336 Seiten mit 322 Abbildungen und kostet 29,90 €, ISBN 3-422-06497-4.

Den Beitrag über Burg Rothenfels verfasst Wolfgang Pehnt. Er ist Mitherausgeber des umfangreichen Buches „Rudolf Schwarz – Architekt einer anderen Moderne“. Dieses Buch ist der Katalog zu den von ihm mitgestalteten Rudolf Schwarz-Ausstellungen in Köln, Berlin, München, Frankfurt und Wien 1997 bis 1999. Interessierte finden hier einen Artikel von Wolfgang Pehnt über Rudolf Schwarz, Burg Rothenfels und Romano Guardini.

■ Meinulf Barbers

Buchtip



Benedikt Kranemann/Gotthard Fuchs/Joachim Hake (Hrsg.)

Wiederkehr der Rituale

Zum Beispiel die Taufe

150 Seiten mit 5 Abb., Kart. / 2004

€ 16,00

ISBN 3-17-017600-5

Das Ritual ist tot, es lebe das Ritual. Die Kirche hat das Monopol auf die Rituale eingeübt: Partizipationskrise und Ritualstarre sind geläufige Diagnosen. Allenthalben aber ist eine Wiederkehr der Rituale zu verzeichnen, eine Re-Ritualisierung der Gesellschaft. Angesichts der sog. „cultural performances“? Spiele, Zeremonien, Sportwettkämpfe, öffentliche Inszenierungen? wird in den Kulturwissenschaften vom „performativ turn“ gesprochen: Die Gegenwartskultur wird vom „Performance-Modell“ dominiert.

Wie ist der gegenwärtige Funktionswandel des Rituals zu verstehen? Wie ist rituelle Kompetenz in liturgisches Handeln zu übersetzen? Wie verhalten sich Ritus und Inhalt der Tauf liturgie zueinander? Hubertus Lutterbach, Dorothea Sattler, Gotthard Fuchs, Paul Post, Helmut Hoping und Claudia Hofrichter interpretieren die Taufe vor dem Hintergrund der Wiederkehr der Rituale und eröffnen konkrete Perspektiven für die Ritualkompetenz künftiger christlicher Taufpastoral und Tauf liturgie.

einige Seminartermine für das Jahr 2005

Datum	Tag.-Nr.	Titel	Referenten
14. – 16.01.05	A 501	Psalmen zum Klingen bringen – Deutsche Gregorianik als geistlicher Übungsweg	Prof. Dr. Christa Reich
21. – 23.01.05	H 502	Tanzen wie der Sonnenkönig Barocktanz zum Kennenlernen I	Andrea Baur Beate Knobloch
05. – 08.02.05	F 503	Folkloretanz im Fasching	Francis Feybli Gertrud Prem
16. – 18.02.05	A 504	Das Zeitliche segnen – Rituale an der Grenze des Todes 6. Rothenfelser Liturgietagung	Prof. Dr. Benedikt Kranemann, Prof. Dr. Herbert Vorgrimler, Dr. Brigitte Enzner-Probst, Erhard Weiher, Thile Kerkovius, Sr. Beate Maria OFm
25. – 27.02.05	A 505	Wieviel Caritas braucht die Kirche – wieviel Kirche braucht die Caritas?	Prof. Dr. Rainer Bucher, Dr. Hejo Manderscheid, Prof. Dr. Markus Lehner, Franz Küberl

zu Ihrer Information

Gerne senden wir Ihnen auf Anfrage weitere
Jahres- und Einzelprogramme zu:

Verwaltung Burg Rothenfels, 97851 Rothenfels
am Main (bitte Rückporto beilegen)
Tel.: 09393 / 99999, Fax: 99997
e-mail: verwaltung@burg-rothenfels.de

Mitglied des Vereins kann jeder Christ werden,
der 18 Jahre alt ist und sich der Arbeit der Burg
verantwortlich verbunden fühlt. Voraussetzung
ist die Stellung zweier Bürgen, die schon drei
Jahre lang Mitglied des Vereins sind.

Falls Sie Mitglied werden möchten,
rufen Sie uns an:
09393 - 99994 oder 99999

JAHRESBEITRAG seit 2002 (Mindestbeitrag)

Mitglieder bis 29 Jahre € 20,—
Mitglieder € 40,—
Eheleute zusammen € 50,—

UNSER KONTO

Vereinigung der Freunde von Burg Rothenfels e.V.
97851 Rothenfels

Konto-Nr.: 240 002 543
Sparkasse Mainfranken BLZ 790 500 00

Spenden und Beiträge sind steuerlich abzugs-
fähig. Bei Beiträgen von mehr als 100 Euro er-
halten Sie am Anfang des nächsten Jahres un-
aufgefordert eine Spendenbescheinigung zuge-
samt.

Für Beträge bis 100 Euro genügt zur Vorlage
beim Finanzamt der von der Bank abgestempel-
te Durchschlag Ihres Einzahlungsbeleges.
Zahlungsvordrucke liegen jeweils den Burg-
briefen 1 und 2 bei. Bitte vergessen Sie nicht,
Ihren Absender anzugeben.

Herzlichen Dank!

Hinweis für Ihr Finanzamt:

Die Vereinigung der Freunde von Burg
Rothenfels e.V. ist nach dem letzten ihr zu-
gegangenen Körperschaftssteuerbescheid des
Finanzamtes Lohr am Main für 2003 vom
15.07.2004 als ausschließlich und unmittelbar
gemeinnützigen Zwecken dienend anerkannt.
(Förderung der Jugend- und Altenhilfe sowie
Förderung der Erziehung und Bildung) und ist
nach § 5 Abs 1 Nr. 9 des Körperschaftssteuer-
gesetzes von der Körperschaftssteuer befreit.
(Steuer-Nr. 231/111/50001)